A woman with long dark hair, wearing a white t-shirt and dark jeans, stands with her back to the camera in a desolate, ruined city street. She is holding a dark bag in her right hand. The street is filled with rubble and the remains of buildings. In the background, a bridge is visible against a hazy, golden sky. A bright sun is setting or rising on the right side, casting long, dramatic rays of light across the scene. The overall atmosphere is one of hope and resilience amidst destruction.

FANNY BECHERT

COUNTDOWN
TO
NOAH

GEGEN
BESTIEN

STERNENSAND VERLAG

Countdown to Noah (Band 1): Gegen Bestien

In einer Welt, in der Menschen zu wilden Bestien – sogenannten Noahs – mutieren, zählt für die siebzehnjährige Cassidy nur, ihre kranke Schwester zu beschützen. Als sie dabei von einem Noah gebissen wird, bleiben ihr noch genau dreißig Tage, eh sie selbst zu einem Monster wird. Nur mit der Hilfe des Rebellen Daniel hat sie eine Chance, rechtzeitig Medizin zu beschaffen. Aber wer hilft schon einer tickenden Zeitbombe, deren kleinste Berührung zur eigenen Ansteckung führen kann?

Die Autorin

Fanny Bechert wurde 1986 in Schkeuditz geboren und lebt heute mit ihrem Mann und ihrer Katze Lucy im Thüringer Vogtland. Im »realen Leben« Physiotherapeutin, griff sie erst 2012 mit dem Schreiben ein Hobby ihrer Kindheit wieder auf. Was zuerst ein Ausgleich zum Alltag war, nahm bald größere Formen an, und so veröffentlichte sie im Juni 2015 ihren ersten Roman im Fantasy-Genre.

Auch heute geht sie noch ihrem Hauptberuf nach, obwohl die Tätigkeit als Autorin einen immer größeren Stellenwert in ihrem Leben einnimmt.

Fanny Bechert

COUNTDOWN
TO
NOAH



Band 1: Gegen Bestien

Fantasyroman

STERNENSAND
VERLAG

www.sternensand-verlag.ch | info@sternensand-verlag.ch

1. Auflage, September 2017

© Sternensand Verlag GmbH, Zürich 2017

Umschlaggestaltung: Nicole Böhm

Lektorat / Korrektorat: Sternensand Verlag GmbH | Martina König

Titelillustrationen: Corinne Spörri, Fotolia.de

Illustration Tuch: Fanny Bechert

Satz: Sternensand Verlag GmbH

Druck und Bindung: Smilkov Print Ltd.

Alle Rechte, einschließlich dem des vollständigen oder auszugsweisen Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

ISBN-13: 978-3-906829-51-7

ISBN-10: 3-906829-51-7

Für meinen Mann.

Danke für dein Ja.

PROLOG

Schon immer war es das oberste Ziel der Forschung, den körperlichen Verfall des Menschen aufzuhalten.

2028 gelang es dem Mediziner Dr. Frank Houston tatsächlich, ein Mittel zu synthetisieren, welches das Absterben sämtlicher Zellen im Körper verhinderte. Einmal injiziert, hörte der betreffende Mensch sofort auf, zu altern, war immun gegen jegliche Krankheiten und zeigte eine enorm gesteigerte Heilungsrate bei Verletzungen.

Das ewige Leben war gefunden.

Die WHO traf entsprechende Vorkehrungen. Verschiedene Bedingungen, wie zum Beispiel eine bestimmte körperliche Verfassung oder ein Mindestalter, mussten erfüllt sein und natürlich musste der Betreffende über die finanziellen Mittel verfügen. Denn das Serum FH-317/tb wurde zu Unsummen angeboten.

Da die Substanz den Menschen das Überleben sicherte wie einst Noahs Arche den Tieren, war es für viele das höchste Ziel, ein ›Ar-

chenticket zu erhalten. Also kratzten die Leute ihr letztes Geld zusammen, um sich ihren Platz in der neuen, ewig währenden Welt zu erkaufen. Wer das nicht konnte, blickte dem Tod entgegen.

Es gab aber auch einen Teil von Menschen, verstreut in alle Winkel der Erde, der sich bewusst gegen die Unsterblichkeit entschied – aus welchen Gründen auch immer.

Die bessere Wahl, wie sich herausstellte, denn Dr. Houston hätte sich doch etwas mehr Zeit nehmen sollen, die Langzeitwirkung seines Serums zu untersuchen. Bereits fünf Jahre nachdem das erste Archenticket verteilt worden war, brach die Epidemie aus.

Dr. Houston und sein Team schafften es gerade noch, herauszufinden, dass ihr Mittel zwar den Körper konservierte, jenen Teil des Gehirns jedoch schädigte, der unsere animalischen Instinkte kontrolliert. Ein Gegenmittel zu finden, war ihnen nicht vergönnt, bevor sie den Verstand verloren und zu aggressiven und triebgesteuerten Monstern wurden.

Die Noahs, wie man diese Wesen heute bezeichnet, fielen wie wilde Tiere über die verbliebenen Menschen her, während diese mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Waffen versuchten, sich zu verteidigen.

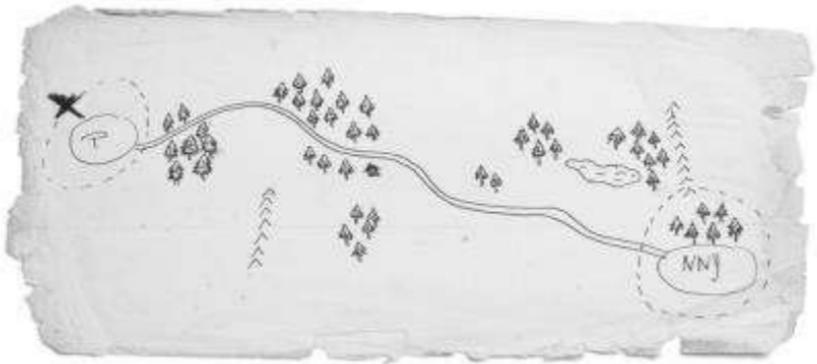
Das Desaster fand seinen Höhepunkt, als man mit Atomwaffen gegen die Noahs vorging. Das Ergebnis war jedoch nicht ihre Vernichtung, sondern die Mutation des Impfstoffes in ihren Körpern, die es zu einem ansteckenden Virus machte. Tränen, Speichel, Blut, Schweiß – jede direkt ausgetauschte Körperflüssigkeit wurde zum Überträger.

So kam es, dass der Mensch – seit Jahrtausenden Jäger und erfolgreicher Beherrscher der Erde – selbst zum Gejagten und zu einer bedrohten Art wurde, als Hauptnahrung der Noahs.

Trotz allem bin ich froh, dass meine Eltern sich damals gegen ein Archenticket entschieden haben, auch wenn ich sie vor einigen Monaten verloren habe, als die Noahs unsere kleine Siedlung entdeckten. Von den ehemals fünfundvierzig Menschen, die dort gelebt haben, gibt es nun nur noch meine Schwester Claire und mich.

Mein Name ist Cassidy Dawson. Ich bin siebzehn Jahre. Und ich bin eine Überlebende.

TAG 30



Als ich langsam zu Bewusstsein komme, spüre ich den weichen Waldboden unter mir. Ein Sonnenstrahl, der durch das lückenhafte Blätterdach fällt, scheint mir genau ins Gesicht. Blinzeln drehe ich mich zur Seite.

Sofort schießt ein höllischer Schmerz durch meinen Oberarm, auf dem ich nun liege und mit ihm kommt auch die Erinnerung an den vergangenen Abend.

Vor zwei Tagen habe ich menschliche Spuren entdeckt, denen wir gefolgt sind. Meiner Schwester Claire geht es schon eine Weile

nicht gut, sie hat sich eine Erkältung eingefangen. Ich hoffte, auf eine Siedlung zu stoßen, wo sie sich einige Zeit erholen könnte.

Gestern Abend haben sich die Anzeichen für die Anwesenheit anderer Menschen bestätigt. Ich habe Claire trotz des Fiebers, das sie über den Tag bekommen hat, weiter angetrieben, denn die Siedlung musste ganz in der Nähe sein.

Hätte ich doch nur den nächsten Morgen abgewartet! Man muss immer vorsichtig sein, wenn man sich durch Waldgebiete bewegt, aber nach Sonnenuntergang ist es am gefährlichsten, denn die nachtsichtigen Noahs wissen um die Orientierungslosigkeit der Menschen im Dunkeln und nutzen diese beim Jagen schamlos aus.

Claires dauernder Husten hat eine Gruppe dieser Biester angelockt, die in der Dämmerung über uns herfielen. Ohne Waffen hatten wir keine Chance. Also blieb nur die Flucht nach oben. Noahs sind schnell und kräftig, aber Klettern gehört nicht zu ihren Stärken. Hat wohl etwas mit ihrem Mangel an Koordination zu tun, vermute ich.

Ich habe Claire geholfen und dann versucht, mich selbst auf die untersten Äste zu ziehen. Da hat mich eine dieser Bestien gepackt und zurück auf den Boden gerissen.

Ich war schnell wieder auf den Füßen, aber zum Weglaufen war es zu spät. Eines dieser Viecher, ein alter Mann mit grauem Haar und Stoppelbart, hat mich festgehalten, sich um meinen Rumpf geklammert und dann seine Zähne in meiner Schulter versenkt.

Das Letzte, an das ich mich erinnere, ist ein lauter Knall, der den alten Noah aufzucken ließ. Dann fiel ich nach hinten und alles wurde dunkel.

Ich rolle mich wieder auf den Rücken, um die verletzte Schulter zu entlasten.

»Scheiße ... verdammte ... Kacke ...«

Ich gebe eine ganze Schimpftirade von mir, wobei meine Stimme immer schriller wird. Panik überkommt mich, als mir bewusst wird, in welcher Situation ich mich befinde: Ein Noah hat mich gebissen!

Das heißt, in spätestens dreißig Tagen werde auch *ich* mich in so ein hirnloses Vieh verwandelt haben.

Ich weiß das so genau, weil meine Mutter früher Virologin in Dr. Houstons Team gewesen ist. Die letzten achtzehn Jahre hat sie damit verbracht, die Noahs und ihre Entstehung zu beobachten. Wenn sie auch kaum mit uns Kindern über ihre Arbeit gesprochen hat, manche Erkenntnis hat sie mit uns geteilt.

Immer noch fluchend taste ich umher, bis meine Finger auf einen kleinen Gegenstand stoßen. Meine Brille! Gott sei Dank ist sie ganz geblieben.

Ich schiebe sie mir auf die Nase und kann meine Umgebung nun klar erkennen. Das hilft mir, mich etwas zu beruhigen. Wenigstens werde ich meine letzten Tage als Mensch nicht halb blind durch diesen Wald irren.

Nur dreißig Tage ... und ich kann nichts dagegen tun. Nichts! Tränen der Verzweiflung schießen mir in die Augen. Was soll denn dann aus Claire werden? Sie ist noch keine zwölf Jahre alt – viel zu jung, um allein klarzukommen!

Schlagartig verschwindet die Angst vor meiner Verwandlung und wird durch eine andere ersetzt: Wo ist Claire?

So schnell ich kann, rapple ich mich auf und suche mit den Augen die Bäume in der Nähe ab. Dabei fällt mir der zwei Meter hohe Abhang hinter mir auf. Wahrscheinlich bin ich den hinuntergestürzt, als der Noah mich losgelassen hat. Meine Schwester muss also dort oben sein.

»Claire?« Mit Mühe steige ich den Hang hinauf. Nicht nur meine Schulter tut weh. Anscheinend habe ich mir bei dem Sturz auch ein paar Rippen geprellt. »Claire, bist du da? Antworte!«

Keine Reaktion.

Schreckliche Bilder rasen durch meinen Kopf und ich erwarte bereits, Blutpfützen und abgenagte Knochen vorzufinden.

Aber als ich oben ankomme, liegt nur der grüne, zugewucherte Waldboden vor mir. Allerdings ist ein Großteil der Farne und Gräser niedergetrampelt. Zumindest habe ich die richtige Stelle gefunden.

Hektisch sehe ich mich um und entdecke den Baum, auf den ich Claire gehievt habe. Die Baumkrone ist leer, dafür liegt am Fuß des Stammes unser Rucksack.

Verzweifelt lasse ich mich daneben fallen. Ich habe versagt ... Ich hatte nur diese eine Aufgabe – auf Claire aufzupassen – und habe es versaut. Mit Sicherheit haben die Noahs sie mitgeschleppt, um sie später zu fressen oder zu einer der ihren zu machen. Bei dieser Vorstellung wird mir speiübel und ich kann nicht anders, als loszuheulen. Ich schluchze laut und hemmungslos, wobei mir egal ist, ob man mich sonst wie weit hören kann. Mein Schicksal ist eh besiegelt ...

Vor Wut schlage ich mit der Faust immer wieder auf den Boden neben mir.

»Scheiße!«, entfährt es mir, als ich einen schneidenden Schmerz an der Handkante spüre.

Ich wische mir die Tränen aus den Augen und betrachte die Stelle am Boden, an der ich mich gerade abreagiert habe. Ich entdecke einen kleinen, glänzenden Gegenstand, der sich in die Erde gebohrt hat und dessen scharfe Kante es war, die ich gespürt habe.

Bei näherer Betrachtung erkenne ich, dass es sich um eine Patronenhülse handelt. Sie kann noch nicht lange hier liegen, denn sie ist vollkommen frei von Rost.

Der Knall fällt mir wieder ein. Das war es also, was den Noah dazu veranlasst hat, mich loszulassen! Jemand hat auf ihn geschossen und mir damit das Leben gerettet – na ja, zumindest für begrenzte Zeit.

Und wer auch immer der Schütze war, ich bin mir sicher, dass Claire jetzt bei ihm ist – während ich dumme Kuh hier herumsitze und heule.

Ich muss sie dringend finden. Nur weil sie in Begleitung eines anderen Menschen ist, heißt das noch lange nicht, dass sie gerettet ist.

Noch einmal wische ich mir mit den Händen über das Gesicht, bevor ich aufstehe.

Mein Kopf ist wieder klar, die Panik verschwunden. Im Moment gibt es wichtigere Dinge, mit denen ich mich beschäftigen muss, als meine Verzweiflung.

Obwohl ich mich genau umschaue, verbringe ich eine Viertelstunde damit, nach Spuren zu suchen. Gestern noch habe ich die menschliche Fährte mit Leichtigkeit gefunden, heute fällt es mir

unheimlich schwer. Wahrscheinlich lenkt mich der Gedanke ab, dass diese Suche bald mein ganzer Lebensinhalt sein wird, um mein Futter zu finden ...

Eine gute Stunde stapfe ich noch durch den Wald, eh sich die Bäume vor mir lichten und den Blick auf ein Feld freigeben.

In etwa einem Kilometer Entfernung stehen einige Hütten. Ich habe die Siedlung gefunden.

Ich atme tief durch. Claire muss einfach dort sein. Wenn nicht ... Gott, ich weiß nicht, was ich dann tun soll.

Um die Hütten herum verläuft ein Zaun aus Stacheldraht, der an ein paar Holzpfählen befestigt ist. Außerdem sehe ich einen kleinen Wachturm dahinter. Wenn sich darin jemand befindet, kann er den Waldrand genau beobachten – was wohl auch seine Aufgabe ist.

Mir ist klar: Wenn ich jetzt einfach losrenne, wird man mich erschießen. Ich weiß ja, dass sie bewaffnet sind.

Skeptisch schaue ich an mir herunter. Auf die Entfernung ist es schwierig, Menschen von Noahs zu unterscheiden, da sich der Körper nach der Infektion mit dem Noahvirus nicht verändert. Und so verwahrlost, wie ich aussehe, könnte man mich glatt für eine dieser Bestien halten. Meine graue Jeans ist vollkommen zer-schlissen und genau wie mein armeegrünes Tanktop dreckig von der Nacht zwischen Laub und Erde. Die größte abschreckende Wirkung hat aber ganz klar die Wunde an meiner Schulter. Zum ersten Mal betrachte ich sie genauer. Sehr stark geblutet hat sie nicht, es sind nur ein paar Spritzer auf meinem Top. Trotzdem geht die Verletzung niemals als einfacher Kratzer durch, zu gut kann man die Zahnreihen erkennen.

Ich lasse den Rucksack von meiner Schulter gleiten und krame darin herum. Viel tragen wir nicht bei uns. Von unseren Vorräten sind nur noch eine halbvolle Plastikflasche Wasser und ein Apfel übrig. Außerdem befinden sich ein Buch, ein Seil und ein wenig Kleidung darin. Ich fische mein rot-schwarz kariertes, langärmeliges Holzfällerhemd heraus. Bei der Wärme, die zurzeit herrscht, werde ich darin zwar schwitzen, aber es verdeckt zumindest die Bissspur.

Ich schließe den Rucksack, schlüpfte in das Hemd, welches ich vor dem Bauch zusammenknote, und laufe los. Gern hätte ich eine weiße Fahne geschwenkt, doch leider ist weißer Stoff etwas ebenso Rares wie Seife oder Munition. Stattdessen halte ich meinen Rucksack hoch über meinen Kopf. So werden sie mich hoffentlich nicht für einen Noah halten, der wohl eher in schnellem Sprint und laut fauchend auf die Siedlung zustürzen würde.

Ich komme dem Zaun immer näher, ohne dass etwas geschieht. Jetzt kann ich den Wachturm gut erkennen. Er ist leer.

Toll, da habe ich den schweren Rucksack vollkommen umsonst gestemmt ...

Aber es wundert mich, dass keine Wache da ist. Wozu gibt es diesen Turm, wenn man ihn nicht benutzt? Vielleicht ist die Siedlung gar nicht bewohnt? Immerhin habe ich noch kein Anzeichen menschlichen Lebens gesehen.

Auf Höhe des Turms lässt sich der Stacheldraht zur Seite schieben. Ich zwänge mich durch eine Lücke, die ich mit dem Rucksack aufdrücke, und lasse den Zaun hinter mir wieder zusammengleiten. Dann gehe ich auf die erstbeste Hütte zu.

Zaghaft klopfe ich an die Holzplanken, die eine Tür ersetzen sollen. »Hallo?«, rufe ich laut, wobei meine Stimme wie die eines

kleinen Mädchens klingt. Ich sollte mich wirklich zusammenreißen. »Ist jemand da?«, probiere ich es noch einmal mit etwas mehr Kraft.

Niemand reagiert.

Ich versuche es noch bei zwei weiteren Hütten, jedoch ohne Erfolg.

Als ich mich vor der vierten postiere, kann ich aus dem Inneren ein Geräusch hören. Ein Stuhl, der zurückgeschoben wird, vermute ich. Ich komme noch nicht mal dazu, zu klopfen, da wird die Tür vor mir auch schon aufgerissen.

Mit noch immer erhobener Hand starre ich in den Lauf eines Gewehrs. Am anderen Ende steht eine ältere Dame, das grau melierte Haar zu einem Dutt gebunden. Sie ist etwas untersetzt und rundlich, was die meisten Altersfalten in ihrem Gesicht ausbügelt. Ich schätze sie an die siebzig, genau kann ich es aber nicht sagen.

Forschend sieht sie mich an. »Was willst du?«, fragt sie, ohne das Gewehr zu senken.

»Ich ... bin auf der Suche nach meiner Schwester«, versuche ich zu erklären. »Wir wurden gestern Abend von Noahs angegriffen.«

Die Augen der Alten nehmen einen überraschten Ausdruck an. Dann senkt sie den Kolben. »Komm rein. Daniel, schließ die Tür hinter ihr.«

Ich betrete die kleine, muffige Hütte und sofort steht ein junger Mann neben mir und drückt die Tür in meinem Rücken zu. Im Gegensatz zu der Frau sieht er mich mit deutlicher Feindseligkeit an.

»Setz dich«, weist die Alte mich an und deutet auf einen von zwei Stühlen, die neben einem kleinen, runden Tisch stehen. Bis auf

einen Kleiderschrank und zwei flache Schränke steht sonst nichts weiter in diesem Zimmer.

Die Frau übergibt das Gewehr diesem Daniel, bevor sie in das Nachbarzimmer verschwindet und er sich in der Tür aufbaut. Er zielt nicht auf mich, aber an seiner Haltung kann ich erkennen, dass ich mich besser anständig verhalte, wenn sich das nicht ändern soll.

Brav setze ich mich an den Tisch und warte. Dabei mustere ich mein Gegenüber genauso unverhohlen wie er mich. Er dürfte etwa in meinem Alter sein, vielleicht ein, zwei Jahre älter. Seine kurzen schwarzen Haare sind zerzaust, sein Gesicht glatt und ein wenig pausbäckig, was irgendwie nicht zu seinem sonst kräftigen Körper passt. Ansonsten trägt er blaue Jeans, die an einem Knie bereits notdürftig geflickt sind, und ein sauberes schwarzes Shirt.

Im Nebenzimmer unterhält sich die Frau mit jemandem. »Sie hat braunes, welliges Haar, ist ungefähr eins sechzig groß und trägt ein rot kariertes Hemd. Und eine schwarz gerahmte Brille. Kennst du sie?«

Ein Husten, dann eine brüchige Stimme: »Das ist Cassidy, meine Schwester.«

Ich erkenne Claire sofort und springe auf.

Wie zu erwarten war, legt der Junge in derselben Sekunde das Gewehr auf mich an. »Hinsetzen«, brummt er und ich gehorche abermals.

Da kommt die alte Dame auch schon zurück, schließt die Tür hinter sich und nimmt mir gegenüber Platz.

»Hallo, Cassidy Dawson. So heißt du doch, oder?«, fragt sie und jetzt ist ihr Ton freundlich und warm.

Ich bringe ein schüchternes Lächeln zustande und nicke.

»Mein Name ist Ann Jenkins«, stellt sie sich vor und deutet auf den Jungen, der das mit einem finsternen Blick quittiert. »Das ist mein Enkel Daniel. Entschuldige die raue Begrüßung, aber man weiß nie, was man von Fremden halten soll, noch dazu, wenn sie so jung und kräftig sind wie du.«

Sie lächelt und ich kann nicht anders, als es zu erwidern.

»Ihr habt meine Schwester gerettet, richtig?«, frage ich und schaue erst die alte Dame, dann ihren Enkel an. Auch sie wendet ihm den Kopf zu.

»Genau genommen hat Daniel sie gerettet. Er hat es ganz allein mit den fünf Noahs aufgenommen. Obwohl ... Nachdem er geschossen hat, stand ihnen der Sinn nur noch nach Flucht. Gott sei Dank. Wenn man bedenkt, dass er nur diese eine Kugel hatte ...«

Daniel stöhnt und lässt zu meiner Erleichterung das Gewehr sinken. »Granny«, sagt er vorwurfsvoll. »Es ist nicht besonders nützlich, dem Feind zu erklären, dass die Waffe, mit der man ihn in Schach hält, nicht geladen ist!«

»Sie ist doch kein Feind«, weist ihn Mrs. Jenkins zurecht.

Ich mag die alte Frau. Schon als sie in der Tür stand, war sie mir irgendwie sympathisch, und jetzt, wo sie sich für mich einsetzt, würde ich sie am liebsten umarmen. Mir fällt ein riesiger Stein vom Herzen, dass ausgerechnet diese Frau sich um Claire gekümmert hat ... und es vielleicht auch weiterhin tun wird.

»Ja, jetzt mag sie noch ungefährlich erscheinen, mit ihrer süßen, schüchternen Art«, kontert ihr Enkel. »Aber du weißt, ich habe sie nicht umsonst im Wald gelassen. Wenn ich nicht angenommen hätte, sie wäre tot, hätte ich selbst dafür gesorgt.«

Verdammt ... ich habe gehofft, er hätte mich einfach übersehen. Aber anscheinend ist ihm nicht entgangen, was mir da draußen passiert ist.

Betreten schaue ich auf meine Hände, die in meinem Schoß liegen. Aus meinem Plan, erst ein paar Tage zu beobachten, ob Claire mit den beiden zurechtkommt, und dann heimlich zu verschwinden, wird wohl nichts.

»Sie wurde gebissen«, beendet Daniel seine Anklage, umrundet mich und streckt die Hand nach meinem Hemd aus, wohl um Mrs. Jenkins meine Wunde zu präsentieren.

Wie von der Tarantel gestochen springt die alte Frau auf. »Rühr sie nicht an!«

Genau wie Daniel zucke auch ich zusammen. So einen bestimmenden Ton hätte ich ihr gar nicht zugetraut.

»Liebes, würdest du mir bitte den Biss zeigen?«, fragt sie und schon ist ihre Stimme wieder milder.

Eigentlich wundert es mich nicht. Ich mag noch kein Noah sein, aber ich bin bereits ein Träger des Virus und damit ansteckend. Da ist es klar, dass sie nicht will, dass er auch nur meine Kleidung berührt.

Vorsichtig schiebe ich mein Hemd über die Schulter und lege den Oberarm frei, der sich um die geröteten Zahnabdrücke herum mittlerweile bläulich verfärbt hat.

Mrs. Jenkins steht auf und geht zu dem Kleiderschrank. Mit einem braunen Fläschchen und einem halbwegs sauberen Lappen kommt sie wieder zu mir und betrachtet die Wunde. »Du wirst sie jetzt erst mal reinigen, danach legst du einen Verband an.« Sie legt

die Gegenstände vor mir auf den Tisch und setzt sich wieder. »Erzähl mir, Cassidy: Was ist euch widerfahren, dass ihr ganz allein durch die Gegend streift?«

»Wir haben mit unseren Eltern in einem Gebirgsdorf im Südwesten von hier gelebt«, beginne ich zu erzählen. »Es war sehr abgelegen und es gab nicht viele Noahs in der Gegend. Die Männer haben es immer gut geschafft, die etwa vierzig Einwohner zu beschützen. Vielleicht sind sie deshalb nachlässig geworden, ich habe keine Ahnung ...«

Ich greife nach dem Lappen, schütte etwas von der Tinktur darauf und lege ihn auf die Wunde. Zischend atme ich ein, es brennt wie Feuer. Um mich abzulenken, rede ich weiter.

»Jedenfalls ist ihnen ein größeres Rudel nicht aufgefallen und das hat unser Dorf angegriffen. Meine Mutter hat mich gebeten, Claire in Sicherheit zu bringen. Ich habe mir also meine Schwester geschnappt und bin mit ihr weggelaufen, hinein in die Berge, wo es genug Möglichkeiten gibt, sich vor den Noahs zu verstecken. Erst am nächsten Tag habe ich mich wieder heruntergetraut und bin zum Dorf geschlichen, um nach unseren Eltern zu suchen. Doch es war wie ausgestorben ... Tja, es *war* ausgestorben.«

Meine Schulter ist nun sauber und ich lege den Lappen beiseite. Dann blicke ich Mrs. Jenkins ins Gesicht.

»Seitdem bin ich mit Claire unterwegs. Wir sind niemals länger an einem Ort geblieben, um nicht aufzufallen, und bisher gut damit gefahren. Am Anfang war es wirklich nicht leicht. Vor allem Claire hat unsere Eltern unsagbar vermisst. Aber mittlerweile kommen wir ganz gut zurecht.«

Voller Sorge betrachtet mich die alte Dame. »Arme Kinder«, seufzt sie.

Es stört mich. Sicher meint sie es gut, aber Claire und ich kommen zu zweit klar, wir brauchen kein Mitleid und auch keine Hilfe. Na ja, zumindest war das bisher so. Bald wird meine Schwester jemanden wie sie brauchen.

»Wie geht es Claire?«, erkundige ich mich.

Mrs. Jenkins zögert. »Deine Schwester hat sich eine böse Erkältung eingefangen. Es ist ein Glück, dass ihr bei uns gelandet seid.«

»Darf ich bitte zu ihr?«

Die Alte nickt. »Aber nur unter der Bedingung, dass du einen gewissen Abstand zu ihr hältst. Bedenke, du ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbreche ich sie. Sie muss mir meinen Zustand nicht auf die Nase binden.

Ich stehe auf und gehe ins Nachbarzimmer. Dort liegt Claire auf einem Bett, eingepackt in eine dicke Decke. Ihr Gesicht ist gerötet, man sieht ihr das Fieber regelrecht an.

Als sie mich sieht, fängt sie sofort an zu weinen. »Cassy! Daniel hat gesagt, du seist tot!«, schluchzt sie.

Ich würde sie so gern in den Arm nehmen, trösten. Stattdessen setze ich mich ans Fußende des Bettes.

Misstrauisch beäugt sie mich. Clever, wie sie mit ihren elf Jahren ist, bemerkt sie natürlich sofort, dass etwas nicht stimmt.

»Mrs. Jenkins meinte, ich soll vorsichtig sein, dass du mich nicht ansteckst«, verdrehe ich ein bisschen die Tatsachen.

»Sie ist so eine nette Frau, findest du nicht auch?«, erklärt Claire schniefend und berichtet mir, wie fürsorglich die alte Dame sich um sie gekümmert hat.

Nicht viel später ist Claire eingeschlafen, vollkommen erschöpft vom vielen Erzählen.

Als ich mich hinausschleiche, treffe ich in dem Zimmer, das ich mittlerweile als Küche erachte, wieder auf Mrs. Jenkins und ihren Enkel. Sie sitzen beide am Tisch. Darauf stehen drei dampfende Schüsseln und drei Gläser, vermutlich Tee.

»Setz dich, Liebes. Du musst einen Bärenhunger haben.«

Wie recht sie hat! In den vergangenen Wochen haben wir uns fast ausschließlich von Beeren und Baumobst ernährt. Ich kann mich an meine letzte warme Mahlzeit kaum mehr erinnern.

Irgendwoher haben sie einen dritten Stuhl geholt, auf den ich mich nun fallen lasse.

Die Suppe riecht verführerisch und als mir Mrs. Jenkins auffordernd zunickt, fange ich an, zu löffeln. Ich schmecke verschiedene Gemüsesorten heraus und ein paar Stücke Fleisch schwimmen auch darin herum. Ja, sie ist mindestens so lecker, wie sie duftet!

Wir essen schweigend unsere Schüsseln leer, bevor die Unterhaltung wieder in Gang kommt.

»Wieso haben Sie mir eigentlich die Tür geöffnet, Mrs. Jenkins?«, frage ich neugierig. »Alle anderen haben mich ignoriert.«

Daniel schmunzelt.

»Das liegt daran, dass alle anderen Hütten leer stehen«, antwortet die Frau. »Und bitte nenn mich doch Ann.«

»Heißt das, Sie leben hier ganz allein?« Ich bin überrascht. Nicht unbedingt darüber, dass niemand hier ist – Claire und ich waren ja auch nur zu zweit. Aber warum bewohnen die beiden denn ein ganzes Dorf, das sich ohne genügend Leute kaum verteidigen lässt?

»Wir sind so eine Art Außenposten für die eigentliche Kolonie«, erklärt Mrs. Jenkins. »Unsere Aufgabe ist es, die Noahs zu beobachten und nach Möglichkeit ein Durchbrechen des Verteidigungskreises zu verhindern.«

»Eigentlich ist es meine Aufgabe«, wirft Daniel ein, der sich ansonsten aus dem Gespräch raushält.

Mrs. Jenkins geht nicht darauf ein, sondern fährt mit ihrer Erklärung fort. »Unsere Stammkolonie ist ziemlich groß und liegt in der Mitte.« Dabei zeichnet sie mit dem Finger einen Kreis auf die Tischplatte, dann einen größeren drum herum. »Hier befinden sich in gleichmäßigem Abstand kleine Siedlungen, die von ein, maximal zwei Personen bewohnt werden. Sie sollen verlassen wirken, um uninteressant für Angreifer zu sein.«

Skeptisch sehe ich sie an. »Ich habe eure Spuren aber schon vor ein paar Tagen entdeckt.«

»Die hat Daniel bewusst gelegt. Seit einer Weile treibt sich eine größere Jagdgruppe der Noahs in der Gegend herum. Er wollte sie zu einer bestimmten Stelle locken, um sie dann dort auseinanderzutreiben. Einzeln sind sie weit weniger gefährlich. Dafür haben wir von der Kolonie auch die Kugel bekommen.«

»Die Tour habe ich euch dann wohl vermasselt ...«, sage ich kleinlaut.

Daniel zuckt mit den Schultern. »Ich hatte sie an einer Stelle, ich habe geschossen, sie sind in alle Richtungen davongerannt. Auftrag ausgeführt.« Seine Augen werden schmal. »Ich hoffe nur, du hast sie nicht hierhergeführt, als du uns gefolgt bist. Immerhin gehörst du nun zu ihnen. Nicht, dass sie ihr neues Familienmitglied zurückhaben wollen.«

»Denkst du, wir hätten so lange allein überlebt, wenn ich zu blöd wäre, meine Spuren zu verwischen?«, gifte ich ihn an. Trotzdem fährt mir ein kalter Schauer den Rücken hinab. Ich war ziemlich kopflos auf meinem Weg hierher ...

»Davon überzeuge ich mich lieber selbst.« Er steht auf, öffnet den Kleiderschrank und entnimmt ihm eine Axt.

Ich schlucke trocken. Will er damit auf mich losgehen? Zuzutrauen wäre es ihm, so wie er mich ansieht.

»Keine Bange, ich werde sehr bald wieder verschwinden«, versuche ich, ihn zu beschwichtigen, während er zwei Schritte in meine Richtung macht. »Ich würde nur gern so lange bleiben, bis es Claire besser geht. Wäre das in Ordnung, Mrs. Jenkins?«

Mit dem letzten Satz spreche ich bewusst die alte Dame an. Bei ihrem aggressiven Enkel werde ich kaum eine Chance haben, doch sie hat mich so nett empfangen – vielleicht stimmt sie zu. Und ich habe das Gefühl, dass ihre Entscheidung mehr Gewicht hat als seine.

Sie zögert, allerdings nur kurz. »Natürlich, Liebes«, sagt sie dann. »Wenn du dich an gewisse Regeln hältst.«

Daniel schaut seine Großmutter wütend an. »Wenn wir das mal nicht bereuen.« Dann stapft er aus der Hütte und knallt die Holztür hinter sich zu.

Ann – sie besteht tatsächlich darauf, dass ich sie beim Vornamen anspreche – zeigt mir die Siedlung und weist mir die Hütte direkt neben der zu, in der Claire liegt und die wohl ihre eigene ist. Daniel bewohnt ein Haus am Rand, nahe des Wachturms.

Bei ihrem Vortrag, was ich wegen der Ansteckungsgefahr alles vermeiden soll, unterbreche ich sie höflich, denn das gehört ebenfalls zu dem Wissen, das meine Mutter mit uns geteilt hat.

Nachdem sie mich allein gelassen hat, um meiner Schwester ebenfalls etwas Suppe zu servieren, stromere ich weiter durch die Siedlung. Ich durchforste mehrere Hütten, in der Hoffnung, etwas Brauchbares zu finden – Fehlanzeige. Sicher hat Daniel schon alles eingesammelt, was sich als nützlich erweisen könnte. Zumindest finde ich etwas Kleidung in meiner Größe: eine neue schwarze Jeans und ein weißes Damenshirt. Weiß ... ich kann es kaum glauben!

Danach gehe ich zu dem Wachturm zurück, an dem ich bei meiner Ankunft vorbeigekommen bin. Ich klettere hinauf und habe freie Sicht bis zum Waldrand, wie ich es mir schon gedacht habe. Die nächsten zwei Stunden verbringe ich damit, in Richtung der Bäume zu starren. Ich habe schon ziemliche Angst, dass man mir wirklich gefolgt ist.

Die Strapazen der letzten Wochen und die aufgeheizte Luft sorgen dafür, dass mir immer wieder die Augen zufallen. Ich freue mich bereits auf das kalte Bad, das Ann mir versprochen hat, und meine erste Nacht in einem Bett seit Monaten.

In dem Moment registriere ich eine Bewegung in der Ferne. Jemand tritt aus dem Schutz der Bäume auf das Feld.

Ich schiebe meine Brille nach vorn und kippe sie ein wenig, so dass sie wie ein Fernglas wirkt, und erkenne, dass es Daniel ist, der sich nun mit geschulterter Axt in meine Richtung bewegt.

Sofort rutsche ich etwas tiefer hinter die Wand der Kanzel, in der ich hocke. Durch einen Spalt zwischen zwei Brettern beobachte ich,

wie er sich der Siedlung nähert. Mit der Axt schiebt er den Stacheldraht beiseite und sieht sich noch einmal prüfend um, bevor er sich durch die Lücke im Zaun schiebt.

Dabei gleitet sein Blick auch nach oben. Unsere Augen treffen sich, ich bin sicher, dass er mich sehen kann. Auf seiner Stirn bildet sich eine senkrechte Falte und der abschätzigste Ausdruck, mit dem er mich schon bei meiner Ankunft gemustert hat, zeigt sich wieder. Er sagt allerdings nichts, sondern setzt seinen Weg in Richtung seiner Hütte fort.

Dass er zurück ist, kann nur bedeuten, dass die Umgebung sicher ist. Erleichterung durchströmt mich. Ich hätte es mir nie verziehen, wenn ich die Noahs zu Ann und Claire geführt hätte.

Ich steige von dem Wachturm hinunter, da ich nun keinen Grund mehr habe, meine Beobachtung fortzusetzen. Bevor ich jedoch der Verlockung von Bad und Bett nachgebe, mache ich noch einen kleinen Abstecher zu Claire, um mich zu vergewissern, dass es ihr gut geht.

Ich komme nicht einmal über die Türschwelle. Ann fertigt mich mit der Auskunft ab, Claire habe gegessen und würde nun schlafen. Ich vermute, dass mich die alte Dame nicht zu ihr lassen will, um eine Ansteckung zu verhindern – in welche Richtung, ist ja wohl klar.

Geknickt ziehe ich mich in mein zugewiesenes Quartier zurück. Ich weiß ja, dass Ann es nur gut meint. In Zukunft wird meine Schwester wohl ohne mich zurechtkommen müssen ...

Beim Betreten meiner Hütte erwartet mich eine gefüllte Badewanne und meine Laune hebt sich wieder. Ann muss das Wasser

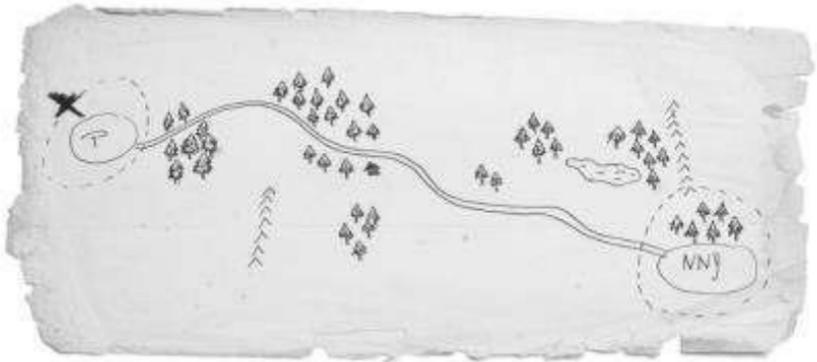
schon vor einer Weile eingelassen haben, denn es ist nicht mehr brunnenkalt, sondern nur noch kühl. Außerdem steht eine weitere Schüssel von der leckeren Suppe bereit.

Nachdem ich diese verschlungen habe, ziehe ich mich aus und lasse mich in das erfrischende Nass gleiten. Vor allem meinem verletzten Arm tut die Kälte gut, der pochende Schmerz verschwindet darin fast vollständig.

Ich bleibe im Wasser, bis die Haut an meinen Händen ganz schrumpelig ist. Ohne mich abzutrocknen oder anzuziehen, nutze ich das noch halbwegs saubere Wasser, um meine Kleidung zu waschen. Die Hose lasse ich dabei außen vor, sie ist eh zu verschlissen und ich habe ja nun Ersatz. Doch Shirt, Hemd und Unterwäsche spüle ich kräftig durch und hänge sie danach über die umstehenden Möbel. Da sich die Luft auch in der Nacht kaum abkühlt, dürften die Sachen am nächsten Morgen trocken sein.

Noch bevor es beginnt, dunkel zu werden, lege ich mich auf das weiche Bett und ziehe die dünne Woldecke über meinen nackten Körper. Ich komme gar nicht mehr dazu, mir noch irgendwelche Sorgen zu machen – so schnell bin ich auch schon eingeschlafen.

TAG 29



Am nächsten Morgen erwache ich von meinem eigenen Schrei. Panisch stramble ich die Woldecke von meinem nass geschwitzten Körper und erst als ich meine Brille aufsetze, wird mir bewusst, wo ich mich befinde. Mein Atem geht stoßweise, mein Puls rast.

»Ganz ruhig«, spreche ich mir selbst zu. »Das war nur ein Traum, nur Bilder deiner eigenen Fantasie.«

Wohl eher meiner eigenen Angst, füge ich in Gedanken hinzu. An viel kann ich mich schon jetzt nicht mehr erinnern. Ich weiß nur

noch, dass ich Claire hinterhergerannt bin, die sich die Seele aus dem Leib gebrüllt hat. Der Blick, den sie mir über die Schulter zugeworfen hat, war eindeutig. So würde sie niemals ihre Schwester ansehen, sondern nur etwas, was nach ihrem Leben giert. Ich war die Gierige ... ich war ein Noah.

Gott sei Dank weiß ich nicht mehr, wie es sich angefühlt hat.

Ich streiche mir mit zitternden Fingern das feuchte Haar aus der Stirn, während das Bild meiner gehetzten Schwester langsam verblasst.

Draußen setzt gerade die Dämmerung ein. Da an Schlaf nun ohnehin nicht mehr zu denken ist, stehe ich auf. Ich schlüpfe in die neue Jeans und mein grünes Tanktop. Das weiße Shirt hebe ich lieber auf, wer weiß, wozu es mal gut ist. Dann stelle ich mich ans Fenster und betrachte die kleine Siedlung, die im fahlen Morgenlicht gut zu erkennen ist. Still und friedlich liegt sie da, keine Bewegung ist zu sehen.

Vorsichtig fahre ich mit den Fingern über die Bisswunde. Mein Arm schmerzt kaum noch, aber ich kann jeden Zahnabdruck einzeln ertasten. Außerdem erkennt man sogar im Zwielficht den großen blauen Fleck drum herum.

Sofort beginne ich wieder, mir Gedanken darüber zu machen, wie es nun weitergeht, komme jedoch auch dieses Mal zu keinem Ergebnis, das mich zufriedenstellt.

Wie auch, wenn meine zukünftige Verwandlung unumgänglich ist?

Aus dem Nachbarhaus höre ich plötzlich ein lautes Husten, das in eine Art Anfall übergeht, der gar nicht mehr aufzuhören scheint. Arme Claire ...

Ein Lichtschein fällt nun aus einem Fenster nebenan. Schnell verlasse ich meine Hütte, um hineinschauen zu können. Ich steuere eine Wand gegenüber an, von wo ich Anns Haus gut im Blick habe, und lehne mich dagegen.

Das erleuchtete Fenster gehört tatsächlich zu dem Zimmer, in dem Claire liegt. Ann sitzt an ihrem Bett und stützt meine kleine Schwester, streicht ihr liebevoll über den Rücken und den Kopf, bis der Hustenanfall abebbt. Dann reicht sie ihr einen Becher. Claire trinkt und lässt sich wieder ins Bett sinken.

Ann bleibt noch einen Moment bei ihr, bevor sie aufsteht und das Zimmer verlässt, nicht ohne die Öllampe zu löschen.

Es sieht nicht so aus, als würde sich Claires Erkältung bessern. Trotzdem beruhigt es mich wahnsinnig, zu beobachten, wie fürsorglich Ann sich um sie kümmert. Um meine Schwester muss ich mich nicht sorgen, sie ist hier gut aufgehoben.

Also fasse ich den einzig sinnvollen Entschluss. Ich gehe zurück in meine Hütte, stopfe die trockenen Kleidungsstücke in meinen Rucksack und dazu die Wolldecke. Es fühlt sich nicht gut an, sie zu nehmen, ohne zu fragen. Eigentlich halte ich nichts von Diebstahl, aber eine einzelne Decke wird hier wohl niemand vermissen.

Ich werfe mir den Rucksack über die Schulter, trete hinaus und wende mich der Richtung zu, in welcher der Wald liegt, aus dem ich gestern erst geflohen bin.

Vor Claires Fenster bleibe ich noch einmal kurz stehen und spähe hinein. Mittlerweile ist es hell, sodass ich sie gut erkennen kann. Ihr Gesicht glüht rot und das blonde Haar ist zerzaust. Im Schlaf hustet sie leise vor sich hin. So gern würde ich mich von ihr verabschieden ...

In dieser Sekunde wird mir bewusst, dass ich meine kleine Schwester niemals wiedersehen werde. Sicher, das ›niemals‹ wird für mich keinen Monat andauern. Doch sie hat noch ihr ganzes Leben vor sich, in dem sie sich immer fragen wird, was aus mir geworden ist.

Bilder unserer gemeinsamen Kindheit tauchen vor mir auf. Meistens haben wir uns gestritten, wie das unter Geschwistern nun mal ist ... Doch die letzten Monate haben uns zusammengeschweißt, so eng, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Und nun muss ich gehen, mit der Gewissheit, dem einzigen Menschen, den ich liebe, das Herz zu brechen.

Bisher hatte ich mich gut im Griff, doch jetzt fange ich wieder an zu weinen, und zwar so heftig und unerwartet, dass ich mir die Hand auf den Mund presse, um nicht laut aufzuschluchzen. So gern würde ich sie noch einmal in den Arm nehmen, mich verabschieden oder ihr wenigstens noch mal über die Wange streichen. Das könnte ich sogar, ich müsste mich nur durch das glaslose Fenster beugen und einen Arm ausstrecken.

»Was tust du denn da?«

Ich zucke zusammen und auch Claire regt sich bei Daniels lauter Stimme, wacht aber nicht auf.

Schnell fahre ich mir mit dem Handrücken über das nasse Gesicht. Ich will nicht, dass er weiß, dass ich geweint habe. Erst dann drehe ich mich zu ihm um.

Er steht in der offenen Tür zu Anns Hütte. Mit gerunzelter Stirn mustert er mich und bleibt mit den Augen an meinem Rucksack hängen. »Wolltest du abhauen?« Es klingt fast ein wenig belustigt, wie er das sagt.

Ich antworte nicht, sondern zucke nur mit den Schultern. Es geht ihn gar nichts an, was ich vorhabe.

Das scheint er genauso zu sehen, denn ohne weiter darauf einzugehen, sagt er: »Granny will dich sprechen.«

Ich zögere kurz, als er wieder im Haus verschwindet, folge ihm dann aber.

Ann sitzt in der Küche. Sie sieht müde und besorgt aus, ihr grauer Dutt sitzt schief und sie trägt dieselbe Kleidung wie gestern.

»Hallo, Liebes«, sagt sie mit matter Stimme. »Ich hoffe, du hattest eine angenehme Nacht.«

Bei ihrem Anblick befürchte ich, dass meine trotz des Albtraumes besser war als ihre. »Danke, so gut habe ich schon lange nicht mehr geschlafen«, antworte ich deswegen. Als sie mich anlächelt, habe ich jedoch die Vermutung, dass sie genau weiß, dass ich lüge.

»Wolltest du zu einer Wanderung aufbrechen?«, fragt sie und mustert mein Gepäck.

Ich lasse den Rucksack von meiner Schulter gleiten und setze mich Ann gegenüber. Aus meinem heimlichen Abgang wird wohl nichts.

»Ich weiß, was mit mir geschehen wird«, fange ich an, als mir Daniel auch schon ins Wort fällt.

»Ja, du wirst uns umbringen, wenn wir nicht schneller sind.«

Für diese Worte kassiert er einen scharfen Blick von seiner Großmutter. Dann nickt sie mir freundlich zu und ich spreche weiter.

»Auch wenn ich noch einige Tage Zeit habe, ist es unausweichlich, dass ich gehen muss. Je eher ich verschwinde, desto besser.«

Wieder öffnet Daniel den Mund, wagt es aber nicht noch einmal, dazwischenzureden.

»Ich weiß, dass es viel verlangt ist, mich einfach ziehen zu lassen, da ich womöglich bald zurückkomme, um ...« *Um euch alle zu töten*, will ich sagen, doch ich kann den Gedanken nicht aussprechen. »Ich möchte euch trotzdem bitten, euch um Claire zu kümmern. Wenigstens ein paar Jahre, bis sie alt genug ist, um sich allein durchzuschlagen.«

Ann lächelt nun nicht mehr. »Es steht uns nicht zu, darüber zu richten, was mit dir wird. Dein Schicksal ist besiegelt, ob du damit leben willst, ist allein deine Entscheidung. Was deine Schwester betrifft: Wir werden sie ganz sicher nicht zurück in den Wald schicken. Im Gegenteil, sie kann in der Kolonie leben. Einer mehr oder weniger wird dort kaum auffallen. Allerdings gibt es ein Problem.«

Wie auf Kommando überfällt Claire im Nebenraum ein neuerlicher Hustenanfall, genauso heftig wie der, den ich vorhin beobachtet habe. Ann wartet, jederzeit bereit, aufzustehen und zu ihr zu gehen. Doch nach einer Weile beruhigt sich Claire und es wird wieder still.

»Ihre Erkältung ist schlimmer geworden. Ihr Körper glüht und sie verliert immer wieder das Bewusstsein. Es sieht aus wie eine Lungenentzündung. Ich fürchte, sie wird sich nicht erholen, wenn sie keine Medikamente bekommt.«

Mir ist, als würde ein schwerer Stein in meinen Magen fallen. Ich habe viel von unserer Mutter gelernt und weiß, dass in einem solchen Fall nur harte Sachen wirken, Antibiotika beispielsweise oder Penicillin. Doch diese sind in der heutigen Zeit mindestens so rar wie Munition.

Ich sacke in mich zusammen.

»Verzweifle nicht, Liebes. Auch in diesem Punkt ist es gut, dass ihr bei uns gelandet seid. In der Kolonie kann man ihr sicher helfen.«

»Der Wagen mit der monatlichen Lebensmittellieferung wird aber erst in zwei Wochen wiederkommen«, wirft Daniel ein.

Ich weiß, dass es dann zu spät sein wird. »Wie weit ist es zu Fuß bis dorthin?«, frage ich, ohne nachzudenken. »Ich werde sie hinschaffen.«

»Etwa ein Tagesmarsch«, antwortet Ann sofort.

Daniel, der sich hinter ihr aufgebaut hat, schnaubt. »Ich lasse es bestimmt nicht zu, dass ein Noah einfach so in die Kolonie spaziert.«

»Und ich lasse es ganz sicher nicht zu, dass meine Schwester einfach so stirbt.«

Wütend starren wir einander an.

Claire hustet wieder und ich erkenne, wie sich Daniels Gesicht kurz verändert. Der aggressive Ausdruck verschwindet und weicht etwas wie ... Mitleid? Egal was es ist, es verschwindet sofort wieder, als sich Claire beruhigt.

»Noch ist Cassidy ein Mensch«, ergreift Ann Partei für mich. »Und solange das so ist, kann man es ihr nicht verdenken, dass sie ihre Schwester nicht im Stich lassen will.«

»Und wer garantiert uns, dass das morgen nicht schon anders ist?« Daniels Stimme klingt nun so hart wie seine Gesichtszüge aussehen.

»Ich«, antworte ich kühl. »Meine Mutter hat die Noahs lange studiert. Ein Infizierter hat mindestens dreißig Tage, eh er den Verstand verliert.«

Es ist eine Notlüge, eine kleine Übertreibung. Denn in Wahrheit waren dreißig Tage die längste Dauer bis zum Wahnsinn, die meine Mutter beobachten konnte.

Daniel schnaubt verächtlich.

Ann hingegen nickt. »Ich weiß von diesen Forschungen. Eleonore Dawsons Theorien sind weithin bekannt, zumindest unter uns Alten. Sie hat sich schon zu einer Zeit gegen das Archenticket ausgesprochen, in der es noch als ungefährlich galt, und an einem Gegenmittel gearbeitet.«

»Mir bleiben achtundzwanzig Tage. Das sollte locker reichen, um Claire in die Kolonie zu bringen und wieder zu verschwinden, oder?«

Daniel lässt sich nicht erweichen. »Selbst wenn das stimmt, werden sie dich nicht hineinlassen, ohne dich zu untersuchen. Wenn sie den Biss entdecken, bist du Geschichte und die Kleine gleich mit.«

»Es sei denn, sie ist in Begleitung von jemandem, der für sie bürgt.«
Ann erhebt sich und geht zu einer Anrichte.

»Ich lasse es bestimmt nicht zu, dass du die nächsten Tage allein mit einer Infizierten verbringst, Granny!«

»Was schlägst du dann vor?«, fragt sie, während sie Brot und Butter herüberträgt und auf dem Tisch abstellt. Sie schneidet eine Scheibe von dem Laib ab, bestreicht sie mit Butter und legt sie vor mir ab, wiederholt die Prozedur und reicht Daniel die zweite Scheibe, der sie wortlos entgegennimmt. Erst als er ein großes Stück davon abbeißt, greife auch ich nach dem Essen.

Schweigend nehmen wir das Frühstück zu uns, das mir, ähnlich wie die Suppe am Vortag, wie ein Festmahl erscheint.

Erst nachdem Daniel eine weitere Brotscheibe verdrückt hat, sagt er mürrisch: »Wenn du willst, bringe ich sie hin.«

Überrascht sehe ich ihn an, dann Ann. Ihre Mundwinkel zucken verräterisch. Mich beschleicht das Gefühl, sie habe nur darauf gewartet, dass er das anbietet. Sie scheint ihren Enkel wirklich gut zu kennen.

Ich verspüre allerdings wenig Lust, mit diesem Jungen zu gehen, der sich nicht einmal bemüht, zu verbergen, dass er mich hasst. Und langsam bekomme ich das Gefühl, dass das nicht nur daran liegt, dass ich infiziert bin. Hätten wir uns unter anderen Umständen kennengelernt, würden wir uns wohl auch nicht viel besser vertragen. Denn ich mag ihn genauso wenig wie er mich. Trotzdem habe ich keine andere Wahl.

»Danke schön«, sage ich bemüht freundlich zu Daniel.

Er reagiert nicht darauf, fixiert mich nur weiter mit seinen dunkelbraunen Augen.

Mir schwant Übles. Wer weiß schon, ob er mir nicht gleich die Axt in den Nacken treibt, wenn wir Ann und die Siedlung hinter uns gelassen haben? Doch selbst wenn er das plant ... irgendetwas sagt mir, dass er Claire danach trotzdem in die Kolonie schaffen wird. Und das ist alles, was zählt.

»Dann hole ich meine Schwester und wir brechen auf«, lege ich fest, doch Ann schüttelt den Kopf.

»Für den Weg werdet ihr einen ganzen Tag brauchen, es wäre also gut, wenn ihr mit Anbruch des Tages losgeht, um vor der Dunkelheit anzukommen. Eigentlich sollte der Bereich zwischen uns und der Kolonie frei von Noahs sein, aber man kann nie wissen.«

»Außerdem kann ich nicht einfach losstürzen«, knurrt Daniel.
»Wenn ich dich schon allein lassen soll, will ich wenigstens vorher noch mal alle Fallen überprüfen.«

»Fallen?«, frage ich.

»Klar. Denkst du, die Noahs halten sich freiwillig von der Grenze fern?«

Meine Neugier ist geweckt. »Kann ich sie sehen?«

Ich weiß, dass er ablehnen will. Ann kommt ihm jedoch zuvor.

»Das ist eine gute Idee. Sie kann dir helfen, Daniel, und vielleicht etwas lernen, was ihr in den nächsten Wochen hilft. Außerdem solltet ihr die alte Schubkarre flottmachen. Ich denke nicht, dass Claire fähig sein wird, die Strecke zu Fuß zurückzulegen.«

»Vergiss es! Genug, dass ich die nächsten zwei Tage Babysitter spielen darf. Dann will ich wenigstens ohne Störung dafür sorgen, dass du während meiner Abwesenheit sicher bist.«

Ohne mich noch eines weiteren Blickes zu würdigen, stürmt Daniel an mir vorbei, reißt die Tür auf und knallt sie hinter sich zu.

»So ein arroganter ...« Ich kann mich gerade noch bremsen, ihn laut vor seiner Großmutter zu beschimpfen.

»Er ist eigentlich ein ganz lieber Junge«, beschwichtigt Ann. »Nur Noahs kann er nicht leiden.« Bei diesen Worten wirft sie mir einen entschuldigenden Blick zu.

»Wer kann das schon ...«, murmle ich.

»Komm, Liebes, lass uns nach deiner Schwester sehen.«

Claire geht es wirklich schlecht. Als ich zu ihr gehe, schläft sie. Besser gesagt, sie ist in einem nahezu apathischen Zustand, blinzelt mich nur kurz an, bevor ihr Kopf wieder matt zur Seite fällt.

Bevor ich mich auf die Bettkante setzen kann, ermahnt mich Ann sanft, ich solle an die Ansteckungsgefahr denken. So bleibe ich stehen und betrachte Claire. Ihr Gesicht ist vom Fieber gerötet und glänzt. Immer wieder wird ihr schmaler Körper von Hustenkrämpfen geschüttelt und auch sonst hebt und senkt sich ihre Brust in einem unregelmäßigen Rhythmus.

Nach einer Weile lässt mich Ann mit ihr allein. Sie scheint mir zu vertrauen, dass ich keine Dummheit mache und Claire fernbleibe. Über eine Stunde wache ich an ihrem Bett, rede ihr mit leiser Stimme gut zu und versuche mir dabei nicht anmerken zu lassen, wie viele Sorgen ich mir mache.

Ich muss seit Langem mal wieder an unsere Eltern denken. Wenn ich früher krank war, war Mutters Liebe die beste Medizin. Aber genau diese bleibt Claire verwehrt.

Irgendwann fangen meine Beine an, vom Rumstehen wehzutun. Ich verlasse Claires Zimmer und gehe aus dem Haus.

Auf meinem folgenden Streifzug durch die Siedlung laufe ich Ann über den Weg. Obwohl nur zwei Menschen hier leben, scheint es doch unmöglich, auch nur ein wenig Zeit für sich allein zu haben ...

Sie führt mich zu einem Schuppen, in dem eine alte, hölzerne Schubkarre steht. Das Rad ist abmontiert und liegt daneben. Ich muss es nicht anfassen, um zu wissen, dass keinerlei Luft in dem Gummireifen ist.

Ann zeigt mir Werkzeuge und Material, mit dem ich das Rad reparieren und die Karre so umbauen kann, dass meine Schwester

bequem darin wird liegen können. Es ist erstaunlich, wie gut sie und Daniel ausgestattet sind.

»Alles der Lohn für ein Leben im Namen der Kolonie«, erklärt Ann, was für mich etwas fanatisch klingt.

Zum ersten Mal bekomme ich beim Gedanken an unseren bevorstehenden Ausflug ein flaeses Gefühl im Magen. Schließlich habe ich keine Vorstellung davon, was mich erwartet. Einen größeren Zusammenschluss von Menschen als in unserem früheren Heimatdorf habe ich nie gesehen. Aber in Anbetracht dessen, dass dies die einzige Möglichkeit ist, Claire zu helfen, schiebe ich meine Bedenken beiseite.

Nachdem Ann gegangen ist, mache ich mich an die Umbauarbeiten. In unserem alten Dorf bin ich den Männern oft zur Hand gegangen, wenn es galt, Häuser oder Geräte wieder instand zu setzen. Das geschah nicht unbedingt freiwillig, sondern eher in Ermangelung kräftiger Söhne. Jetzt bin ich froh darüber, denn so fällt es mir nicht schwer, aus der Schubkarre eine transportable Bahre zu machen. Den Reifen zu flicken, bereitet mir da schon eher Probleme.

Ich bin gerade dabei, ihn eingehend nach Löchern zu untersuchen, als Daniel hereinkommt.

Angestrengt versuche ich, meine Aufmerksamkeit weiter auf den Reifen zu richten, während er den Schuppen durchquert und vor meiner Bahre stehen bleibt.

Als er mit dem Fuß dagegen kickt, halte ich unweigerlich die Luft an. Aber es passiert nichts, meine Konstruktion hält. Nicht, dass ich daran gezweifelt hätte!

Er schaut zu mir herüber. »Nicht schlecht.« Echte Überraschung schwingt in seiner Stimme mit, was mich schon wieder wütend macht. Anscheinend traut er mir die einfachsten Arbeiten nicht zu.

Ich beachte ihn nicht weiter, sondern studiere akribisch den Schlauch in meinen Händen. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie Daniel ein Messer und einen Holzstab von der Werkbank nimmt, sich dann mit dem Rücken dagegen lehnt und beginnt, ein Ende des Stabes anzuspitzen. Dabei beobachtet er mich ebenfalls bei meiner Arbeit.

»Und was wird das da?«, fragt er nach einer Weile.

»Ich repariere den Reifen.«

»Indem du mit den Fingern die Löcher zustreichelst?«

Am liebsten würde ich ihm für seine überhebliche Art den Reifen an den Kopf werfen. Aber ich halte mich zurück.

»Vielleicht«, antworte ich möglichst gelassen. »Und du, machst du Schaschlikspieße fürs Abendessen?«

Einer seiner Mundwinkel hebt sich. »Könnte man sagen. Sie sind zwar für die Noahs, aber Schaschlik trifft es ganz gut.« Er deutet mit dem fertig gespitzten Holz auf einen Bottich vor dem Schuppen. »Puste Luft in den Schlauch und halte ihn dann ins Wasser. So siehst du, wo die kaputten Stellen sind.«

Ich dumme Nuss, wieso bin ich nicht selbst auf die Idee gekommen? Mir fällt aber auch kein gutes Gegenargument ein, wieso ich das bisher nicht versucht habe. Mürrisch ringe ich mir ein »Danke« ab und gehe hinaus.

Mich trifft fast der Schlag, als ich ins Freie trete. Im Vergleich zu der brütenden Hitze, die heute wieder herrscht, war es im Schup-

pen angenehm kühl. Bei der Arbeit habe ich gar nicht gemerkt, dass es bereits Nachmittag und damit die wärmste Zeit des Tages ist.

Die Idee mit dem Wasser ist gut, wie ich mir zähneknirschend eingestehen muss. Schon nach kurzer Suche habe ich drei kleine Löcher in dem Schlauch gefunden. Nachdem ich überzeugt bin, keine weiteren defekten Stellen übersehen zu haben, nehme ich den Reifen wieder aus dem Bottich.

»Rau die Stellen etwas an. Auf der Werkbank findest du Harzleim und Gummireste, die klebst du dann darauf«, weist Daniel mich an, der gerade mit einer Handvoll fertig bearbeiteter Spieße den Schuppen verlässt. »Aber mach den Reifen vorher trocken.«

»Ach, im Ernst? Ich dachte, nass klebt es besonders gut«, erwidere ich sarkastisch.

Er geht nicht darauf ein, wirft mir nur noch einen Blick zu, den man als *von oben herab* bezeichnen kann, und schlendert davon.

»Wofür sind denn nun die Spieße?«, rufe ich ihm hinterher. Meine Neugier ist einfach zu groß.

»Bolzen«, antwortet er über die Schulter, ohne stehen zu bleiben. Dabei wedelt er mit den Holzstäben in der Luft. »Für Selbstschussanlagen.«

Selbstschussanlagen? Zugegeben, ich bin beeindruckt. »Kann ich sie sehen?«

Er lacht nur auf seine arrogante Art, winkt ab und zieht von dannen.

Ich überlege, ihm heimlich zu folgen. Diese Dinge würde ich nur zu gern anschauen. Doch dann fällt mir der Schlauch in meiner

Hand ein. Die Trage für Claire fertigzustellen, ist wichtiger, und so mache ich mich daran, den Reifen zu reparieren.

Diese Prozedur dauert länger, als ich erwartet hätte. Immer wieder lösen sich die Flicker, weil ich die Stelle nicht gründlich vorbereite, zu wenig Harz verwende oder nicht lange genug mit dem Aufpusten des Reifens warte. Eh ich mich versehe, ist es auch schon Abend. Schließlich schaffe ich es doch und die Bahre steht fix und fertig vor mir.

Stolz auf mein Tagwerk, gehe ich zu Ann, die mich mit Suppe versorgt – wohl der Rest von gestern – und mich über Claires unveränderten Zustand informiert.

Wieder in meiner eigenen Hütte, stelle ich fest, dass die Badewanne heute leer ist. Natürlich darf man mit Wasser nicht verschwenderisch umgehen, selbst wenn man einen Brunnen besitzt. Doch irgendwie hatte ich gehofft, noch einmal in den Genuss eines Bades zu kommen. Na gut, zumindest ist mir eine weitere Nacht in einem Bett vergönnt.

Ich ziehe mich aus und betrachte die Wunde an meinem Arm. Beim Arbeiten habe ich sie kaum gespürt, doch jetzt pocht und sticht sie wieder ganz schön. Die bläuliche Verfärbung um die Zahnabdrücke ist etwas zurückgegangen, dafür hat sich ein weißer Kranz um die Bissstelle gebildet. Wenn man bedenkt, dass die Noahs von einer fahlen Hautfarbe gekennzeichnet sind, kann ich das wohl als sicheres Zeichen nehmen, dass ich mich infiziert habe. Die Verwandlung hat begonnen, wenn auch zunächst nur im Bereich der Wunde.

Auch der letzte Funke Hoffnung, ich könnte Glück gehabt und mich nicht angesteckt haben, schwindet. Ein derartiger Ekel vor

mir selbst überkommt mich, dass mir speiübel wird. Mein Bauch verkrampft sich und ich schaffe es gerade noch, meinen Kopf aus dem Fenster zu strecken, eh ich mich der Suppe und allem anderen, was sich noch in meinem Magen befindet, entledige.

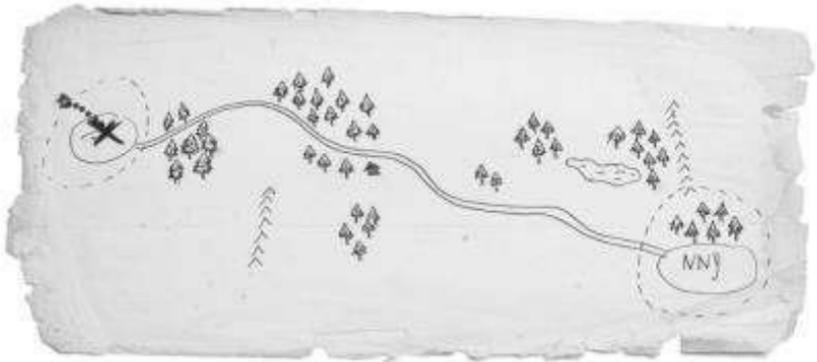
Ich bleibe eine Weile am Fenster und hoffe, dass nicht ausgerechnet jetzt Daniel einen Kontrollgang durch die Siedlung macht. Aber ich werde von seiner Anwesenheit verschont.

Auf die Fensterbank gestützt, warte ich, dass sich mein Körper wieder beruhigt. Von meinem Verstand ganz zu schweigen. Immer wieder sage ich mir selbst, dass es nichts bringt, in Panik und Selbstmitleid zu verfallen. Ich muss akzeptieren, wie die Dinge stehen. Niemand kann etwas daran ändern. Wenigstens schaffe ich es dadurch, nicht wieder zu heulen.

Als die Übelkeit abebbt, ziehe ich mich nach drinnen zurück. Ich hole die Wolldecke wieder aus meinem Rucksack, kuschle mich damit ins Bett und versuche, an schöne Dinge zu denken.

Ich komme nicht mehr dazu, mich zu wundern, dass dabei Daniels Gesicht auftaucht, als ich auch schon in einen unruhigen Schlaf gleite.

TAG 28



Noch bevor sich die ersten Sonnenstrahlen am Horizont zeigen, stehe ich mit meinem Rucksack und der umgebauten Schubkarre vor Anns Haus.

Die alte Dame hat bereits Decken und ein Kissen auf der Bahre platziert, um den Transport für Claire so angenehm wie möglich zu machen. Gerade trägt Daniel sie heraus. Sie stöhnt leise, als er sie ablegt, wacht aber nicht auf. Ann meint, sie befindet sich in einer Art Fieberkoma, was es umso dringlicher macht, dass wir sie schnell in die Kolonie bringen.

Während Daniel noch einmal ins Haus zurückgeht, um sein Gepäck zu holen, stehe ich unbeholfen neben Claire. Nur schwer kann ich mich zurückhalten, ihr über die erhitzte Wange zu streicheln. Mein einziger Trost ist, dass sie es wohl ohnehin nicht mitbekommen würde.

Unfreiwillig höre ich mit, wie sich Ann und Daniel im Haus unterhalten.

»Morgen Nacht bin ich wieder da«, verspricht er gerade. »Ich werde sie bei einer anderen Siedlung zurücklassen, dann ist sie nicht mehr unser Problem.«

Wie nett, er will mich aussetzen wie ein Tier. Soll mir aber egal sein, ich habe eh noch keinen Plan, was ich tun soll, wenn ich allein bin ...

»Das werden wir sehen ...«, erwidert Ann zweifelnd. »Denk nur immer an die Regeln: Teile keinen Proviant. Vermeide jede Berührung. Und das Wichtigste: Schließ sie nicht ins Herz – denn in weniger als dreißig Tagen würdest du sie töten müssen!«

Daniel fängt laut zu lachen an. »Mach dir da mal keine Sorgen, Granny! Selbst wenn sie kein Noah wäre, hätte ich an so einem Küken sicher kein Interesse.«

So ein Arsch!

Du bist auch nicht so toll, wie du dir vorkommen magst, hätte ich am liebsten in die Hütte gebrüllt, verkneife es mir aber. Es würde nichts bringen, außer dass die Reise mit ihm noch unangenehmer werden würde. Besser, ich tue so, als hätte ich es nicht gehört.

»In ihr steckt mehr als ein Noah. Aber es ist wohl besser, wenn du das gar nicht erst erkennst.« Durch die geöffnete Tür sehe ich, wie

Ann ihren Enkel umarmt. »Pass gut auf dich auf, und auf die Mädchen!«

»Geht klar.« Daniel schiebt sie von sich und kommt dann zu mir.
»Bist du bereit, Noah?«

Ann schüttelt hinter ihm mit dem Kopf. »Ich wünsche dir viel Glück, Liebes, was auch immer dich erwartet«, sagt sie an mich gewandt.

Ich schlucke trocken. Der Abschied fällt mir schwerer, als ich gedacht hätte. Auch wenn ich Ann erst vorgestern kennengelernt habe, wird sie mir fehlen. Sie ist ein herzenguter Mensch.

»Vielen Dank für alles«, bringe ich raus, bevor der Kloß in meinem Hals mir die Sprache raubt. Ich blinzele die Tränen in meinen Augen weg und könnte schwören, dass es Ann ähnlich geht.

»Dann mal los«, zerstört Daniel den andächtigen Moment und deutet auf die Schubkarre.

Ich lächle Ann noch mal zu und packe dann die Griffe. Beim Anschieben der Karre ist Claires Gewicht deutlich spürbar, aber ich lasse mir nichts anmerken.

Wir verlassen die Siedlung an der Stelle mit dem Wachturm. Daniel erklärt mir, dass sich hier die einzige Öffnung im Stacheldrahtzaun befindet. Mit einem langen Ast, der scheinbar zufällig in der Nähe liegt, drückt er ihn soweit auseinander, dass ich Claire gefahrlos hinausschieben kann. Den Stock wirft er zurück an seinen Platz, nachdem er mir gefolgt ist.

Danach umrunden wir das kleine Dorf, wobei wir Ann noch einmal zuwinken können. Also, Daniel winkt – ich habe nur damit zu tun, die Schubkarre vom Fleck zu bewegen.

Während wir uns von der Siedlung entfernen, wird das Schieben immer anstrengender. Auch wenn das kniehohe Gras auf dem Feld halb verdorrt ist, stellt es sich dem Rad doch mit erstaunlichem Widerstand entgegen.

Wir sind noch keine Viertelstunde unterwegs, da fangen meine Arme bereits an, zu brennen. Ich beiße die Zähne zusammen und halte mit Daniel Schritt, der jetzt vorangeht und zumindest eine kleine Bresche ins Gras schlägt.

Ich werde ihm schon zeigen, was dieses Küken kann! Die Wut, die der Gedanke an diese freche Bezeichnung in mir weckt, gibt mir Kraft.

Zumindest für eine weitere Viertelstunde, dann schaffe ich es einfach nicht mehr, die Bahre anzuheben. Ruckartig bleibe ich stehen und setze sie ab.

Daniel geht noch ein paar Schritte weiter, bis er merkt, dass ich ihm nicht mehr folge.

Als er sich umdreht, wische ich mir gerade den Schweiß von der Stirn.

»Können wir vielleicht ... Also ich bräuchte ...« Ich bringe es einfach nicht fertig, um eine Pause zu bitten.

»Wenn wir in dem Tempo weitergehen, schaffen wir es nie bis heute Abend in die Kolonie«, sagt er und deutet mit dem Kinn hinter mich.

Ich drehe mich um und muss feststellen, dass wir bisher kaum Abstand zur Siedlung gewonnen haben. Nun kann ich ein Stöhnen nicht unterdrücken.

Auch Daniel stöhnt, allerdings nicht vor Erschöpfung. »Ich frage mich wirklich, wie ihr so lange überleben konntet.« Er greift in

seine Tasche, holt ein paar Handschuhe hervor und zieht sie über.
»Lass mich mal, Noah.«

Ich trete zur Seite und überlasse ihm die Bahre. Mit einer Leichtigkeit, als würde sich Claire nicht darauf befinden, schiebt er sie an. Das Einzige, was eine gewisse Anstrengung verrät, sind seine Oberarmmuskeln, die nun deutlich hervortreten.

»Geh vorneweg«, weist er mich an. »Ich will nicht, dass du mir plötzlich an der Kehle hängst, wenn es dich überkommt.«

Ich kann nicht deuten, ob er das ernst meint. »Du bist echt ...«

»Willst du lieber weiterschieben?«, fragt er provokant, bevor ich ausreden kann. Dabei hebt sich sein Mundwinkel, genau wie gestern im Schuppen.

Mir ist nicht nach lachen zumute. Ich presse die Lippen zusammen und übernehme die Führung.

Mit dieser Aufgabenteilung kommen wir wesentlich schneller voran. Mehrere Stunden lang durchqueren wir Felder, Wiesen und kleinere Baumgruppen, wobei Daniel nur mit mir spricht, um mir eine Richtungsanweisung zu geben. Wenn wir anhalten, dann höchstens für einen Schluck Wasser. Daniels Kondition ist erstaunlich.

Gegen Mittag beschließen wir aber doch, eine längere Pause zu machen. Im Schatten eines Baumes essen wir etwas Brot – jeder aus seinem eigenen Rucksack. Außerdem flößt Daniel Claire etwas Brühe ein, die Ann ihm extra für sie mitgegeben hat.

Ich darf ihm nur zusehen – mich selbst lässt er nicht an meine Schwester heran. Dabei bemerke ich rote Schwielen an seinen

Händen. Die Handschuhe scheinen nicht viel genutzt zu haben, denn ich entdecke sogar eine kleine Blase dort, wo die Griffe der Schubkarre an seiner Haut gerieben haben.

»Soll ich jetzt wieder übernehmen?«, frage ich in einem Anflug von schlechtem Gewissen, aber er lehnt ab. »Wie weit ist es denn noch?«, will ich wissen.

»Wir liegen sehr gut in der Zeit«, antwortet er, während er den Rest seines Proviantes wieder in seiner Tasche verstaut. »Wenn wir diesen Wald dort vorn durchquert haben, können wir die Kolonie schon sehen. Willst du dich noch etwas ausruhen?«

Jetzt bin ich diejenige, die den Kopf schüttelt.

Wir brechen auf und Daniel lotst uns auf einen ausgetretenen Pfad, breit genug für einen Pferdewagen, wo wir nebeneinander gehen können.

»Das ist der Weg, auf dem uns sonst unsere Verpflegung gebracht wird«, erklärt er, dieses Mal ohne dass ich nachfragen muss. »Zu Fuß braucht man allerdings viel weniger Zeit, wenn man sich durch die Wildnis schlägt, da der Pfad sehr weite Kurven macht.«

»Warum lebst du eigentlich mit deiner Großmutter im Exil?«, will ich wissen, um das Gespräch in Gang zu halten. Meine Wut über Daniels Arroganz ist im Laufe unserer Wanderung abgeflaut und nun finde ich die Stille zwischen uns nur noch nervig.

Mit gerunzelter Stirn sieht er mich an. »Was hat Granny dir denn schon alles erzählt?«

»Nur, dass ihr so etwas wie Wächter seid und es mehrere solcher Siedlungen wie eure gibt.«

»Dann weißt du ja alles.« Er schaut wieder nach vorn.

»Ja, aber du bist so jung und sie so alt ... Nicht gerade die perfekte Besatzung.«

»Und das muss ich mir von einer Noah sagen lassen, die mit einem Kind allein herumzieht?« Er lacht auf eine Art, dass ich nicht deuten kann, ob er mich auslacht oder sich einfach amüsiert.

»Wir haben das ja nicht freiwillig gemacht.«

»Warum gehst du davon aus, dass *wir* es freiwillig tun?«

Ich beiße mir auf die Unterlippe. »Deswegen frage ich ja ...«, murmle ich.

»Ich bin in der Siedlung aufgewachsen«, eröffnet er mir zu meiner Überraschung. »Meine Eltern waren schon in der Zeit vor der Archenkrise bei der Armee und haben ganz selbstverständlich diesen Stützpunkt übernommen. Da war ich knapp ein Jahr alt. Als ich fünfzehn war, fanden sie die Zeit reif dafür, dass ich Verantwortung übernehme. Sie haben mir ihren Posten überlassen und sich den Widerständlern angeschlossen, die immer noch versuchen, die Noahs vollständig zu vernichten. Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen.«

Ich muss unweigerlich an meine Eltern denken. »Sind sie ... tot?«

»Ich glaube nicht. Die Kolonie hat wohl Kontakt zu den Widerständlern und lässt mir manchmal Briefe überbringen. Das war es aber auch.« Er sagt es ganz trocken.

»Vermisst du sie nicht?«

»Sie waren keine sehr fürsorglichen Eltern«, weicht er aus. »Granny war immer meine Familie.« Sein Gesicht verschließt sich. Das Thema scheint für ihn beendet und ich frage auch nicht weiter nach.

Nachdem wir das Waldstück durchquert und nun weithin freie Sicht haben, bleibe ich mit offenem Mund stehen. Der Anblick der Kolonie ist überwältigend.

Ich vermute, dass es früher einmal eine große Stadt gewesen sein muss, auch wenn von den höheren Gebäuden viele verfallen wirken, selbst auf diese Entfernung. Kleinere Häuser kann ich nicht erkennen, denn die Kolonie ist von einer hohen Mauer aus grauem Beton umgeben. Was ich sehe, ist keine Stadt – es ist eine uneinnehmbare Festung. Kein Noah könnte diese Mauer durchbrechen, geschweige denn darüber klettern.

»Herzlich willkommen in Paddingtown«, sagt Daniel mit einer ausschweifenden Handbewegung. Auch er ist stehen geblieben und hat die Schubkarre für einen Moment abgestellt.

»Das ist unglaublich«, entfährt es mir. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Wie viele Menschen leben dort?«

Daniel zuckt mit den Schultern. »Keine Ahnung ... Tausende, vermute ich.«

»Und das funktioniert? Wir hatten schon in unserem kleinen Dorf Probleme, alle bei Laune zu halten.«

Er lacht. »Du bist ein echtes Landei, Noah. Natürlich ist das Zusammenleben in der Kolonie nicht einfach. Würde jeder machen, worauf er Lust hat, wäre das ein einziges Chaos. Obwohl es unter Fat Pad auch nicht unbedingt geordnet zugeht.«

»Fat wer?«

»Lord Richard Paddington der Zweite, selbst ernannter Gouverneur der Kolonie in dritter Generation. Nach seinem Großvater ist die Stadt benannt, ich habe keine Ahnung, wie sie früher hieß.

Alles, was in Paddingtown passiert, muss von ihm genehmigt werden, nichts bleibt ihm verborgen. Und wer gegen seine Regeln verstößt, wird hart bestraft.« Daniels Augen verengen sich etwas, während er über den Gouverneur spricht, und mich beschleicht die Vermutung, dass er eine solche Bestrafung bereits am eigenen Leib zu spüren bekommen hat.

»Trotzdem ist das Leben in der Stadt sehr angenehm im Vergleich zu dem in der Siedlung. Es gibt fließend Wasser und sogar Elektrizität. Siehst du das da?« Er deutet mit dem Finger auf das Dach eines hohen Gebäudes, auf dem zwei windmühlenartige Gebilde stehen. »Das sind Windräder, die erzeugen Strom. Nicht viel, aber immerhin reicht es zur Versorgung dieses Hauses.«

»Lass mich raten: Es ist das Haus des Gouverneurs«, schlussfolgere ich.

»Unter anderem«, bestätigt er. »Es ist aber auch der Ort, an den wir deine Schwester bringen. Neben der Wohnung von Fat Pad enthält es verschiedene Lagerbereiche, Kühlkammern und eben das Krankenhaus.«

Ein neuerlicher Hustenanfall von Claire unterbricht seine Erklärung und drängt uns zur Eile.

»Na los, Noah. Wenn wir uns beeilen, lassen sie uns sogar heute noch bis ins Zentrum.«

Nachdem wir einige Schritte gegangen sind, fällt mir etwas ein.

»Wenn wir in der Stadt sind, solltest du mich vielleicht nicht mehr Noah nennen, wenn niemand misstrauisch werden soll.«

Er hält inne und betrachtet mich von der Seite. »Das wird das kleinere Problem.« Er deutet mit dem Kinn auf meinen Arm. »Hast du irgendwas mit längeren Ärmeln?«

Auch ich schaue auf die Wunde. Der Gedanke, mich wieder in das warme Hemd zwingen zu müssen, gefällt mir gar nicht. Bleibt also nur meine neue Errungenschaft, denn so geht es wirklich nicht.

Ich krame in meinem Rucksack und ziehe das weiße Shirt hervor.

Daniel setzt die Schubkarre erneut ab und beobachtet mich.

»Würdest du dich bitte umdrehen?«, frage ich in bestimmendem Ton, als ich ihm den Rücken zukehre.

Auf sein zustimmendes Murren hin ziehe ich mein Tanktop aus. Zur Sicherheit werfe ich noch einmal einen Blick über meine Schulter und muss feststellen, dass er sich keineswegs von mir abgewandt hat, sondern grinsend und mit verschränkten Armen meinen nackten Rücken betrachtet.

»Du bist so ein Vollidiot!«, schimpfe ich und ziehe mir schnell das Shirt über.

Daniel lacht. »Jetzt weiß ich, wovor Granny mich gewarnt hat. Nicht übel für einen Noah.«

»Hör auf, mich so zu nennen« Ich wirble zu ihm herum und hole aus, um diesem elenden Spanner eine Ohrfeige zu verpassen, doch er ist schnell und weicht nach hinten aus.

»Nicht berühren, denk dran« erinnert er mich, muss aber weiter lachen. Dann hebt er abwehrend die Hände. »Okay, okay, Ms. Dawson. Gefällt dir das besser?«

Ich verdrehe die Augen. »Können wir jetzt weiter?« Je eher wir in der Kolonie sind, desto eher bin ich ihn los.

»Das Shirt steht dir ja echt gut, aber es reicht nicht«, sagt er wieder etwas gefasster.

Tatsächlich ist die Unterkante des Bisses noch immer zu sehen.

Daniel greift in seine Hosentasche. »Komm her.« Er zieht ein blaues Baumwolltuch hervor, das mit weißen dünnen Linien gemustert ist, und beginnt, es zu einem Streifen zusammenzufalten.

Ich halte ihm meinen Arm hin und er bindet das Tuch mit spitzen Fingern um die Wunde, wobei er es schafft, nicht ein einziges Mal meine Haut zu berühren.

Es irritiert mich, wie nah er mir plötzlich ist, wo er in den letzten Tagen doch stets darauf bedacht war, mir so fern wie möglich zu bleiben.

Als er den Knoten straff gezogen hat, rücke ich sofort von ihm ab. Ich bedanke mich, bin aber froh über die erneute Distanz. Seine Nähe ist mir unangenehm.

Dann stapfe ich los, der Stadt und all den neuen Dingen entgegen, die mich dort erwarten.

Paddingtown ist weiter entfernt, als ich dachte, und so marschieren wir noch mal über drei Stunden, bevor wir endlich vor ihren Toren stehen.

Von Nahem ist die Mauer, die die Kolonie umgibt, noch viel beeindruckender. Ich schätze, sie ist mindestens zehn Meter hoch. Ein dickes Eisentor, ungefähr drei mal drei Meter, versperrt den Weg ins Innere.

Daniel stellt Claires Bahre mit den Worten ab: »Jetzt schiebst du wieder.« Dann klopft er an.

Das blecherne Geräusch scheint im Inneren widerzuhallen und es dauert einen Moment, bis ein kleines Sichtfenster in dem Tor geöffnet wird.

»Mein Name ist Daniel Jenkins. Ich bin der Wächter von Siedlung vierzehn«, erklärt er ohne Aufforderung.

Das Fenster schließt sich wieder und es vergehen ein paar Minuten, ohne dass etwas passiert.

Ich will Daniel gerade fragen, ob das ein schlechtes Zeichen ist, da höre ich, wie das Tor von innen entriegelt wird. Kurz darauf schwingt ein Flügel quietschend auf.

Zwei Männer, beide in schwarzer Uniform und mit Gewehren im Anschlag, treten hervor und nehmen uns sofort ins Visier. Ihnen folgt ein dritter, der wesentlich jünger ist als die beiden anderen.

Ich schätze, dass er in Daniels Alter ist. Seine Statur ist etwas schmaler, aber nicht weniger muskulös. Er hat lange blonde Haare, die er im Nacken zusammengebunden hat. Obwohl sein Gesicht recht kantig ist, wirkt er mit seinen blauen Augen und den schmalen Lippen ziemlich attraktiv.

»Nehmt die Waffen runter, er ist es«, sagt der Blonde, bevor er sich umdreht und zurück ins Stadttinnere verschwindet.

Die älteren zwei lassen die Gewehre sinken und winken uns ebenfalls durch.

Während ich Claire an ihnen vorbeischiebe, werfen sie einen angewiderten Blick auf sie. Mir schenken sie keine Beachtung.

Hinter dem Tor erwartet uns ein längerer Gang, der durch die Mauer führt und sich am Ende in die Stadt öffnet. Auf der rechten Seite steht eine Tür offen, vor welcher der blonde Wächter stehen geblieben ist.

Er weist mit einer leichten Verbeugung hinein. »Bitte schön, nach euch.«

»Was wird mit Claire?«, frage ich Daniel leise, als ich die Schubkarre abstelle.

»Lass sie hier, es wird nicht lange dauern.«

Es gefällt mir gar nicht, meine Schwester in ihrem Zustand allein zu lassen. Aber angesichts der zwei Männer hinter uns und ihren Gewehren bleibt mir kaum eine andere Wahl.

Wir treten nacheinander durch die Tür in einen kleinen Raum, in dem nichts außer ein paar Stühlen steht. Auf einer Seite ist ein vergittertes Fenster angebracht, durch welches ich zurück auf den Pfad schauen kann, auf dem wir gekommen sind. Von außen habe ich dieses Fenster gar nicht bemerkt.

»Daniel, schön, dass du uns mal wieder die Ehre gibst«, begrüßt ihn der Blonde und ich meine, einen sarkastischen Unterton hören zu können. »Und wen hast du uns mitgebracht?«

Er mustert mich mit unverhohlenem Interesse. Sein Blick ist so intensiv, dass ich spüren kann, wie ich darunter erröte.

»Ihr Name ist Dawson«, stellt Daniel mich knapp vor.

»Cassidy«, ergänze ich kleinlaut und lächle zaghaft.

»Sehr angenehm. Ich bin Jeff.« Er streckt mir eine Hand entgegen und ich will den Gruß schon erwidern, als Daniels barsche Stimme mich zurückzucken lässt.

»Nur anschauen, nicht anfassen!«

Ich weiß, dass er mich meint, doch Jeff fühlt sich genauso angesprochen.

»Ist sie deine neue Freundin? Das wird Rita aber gar nicht gefallen.« Er grinst Daniel hämisch an.

»Klappe, McDougle.«

Daniel hat anscheinend ein echtes Problem damit, Leute bei ihrem Vornamen zu nennen.

»Dawson ist vor ein paar Tagen in unserer Siedlung aufgetaucht«, schildert Daniel in grobem Tonfall. »Zusammen mit ihrer Schwester, die dort draußen liegt. Granny meint, sie hat eine Lungenentzündung. Deswegen habe ich sie in die Kolonie gebracht.«

»Sie soll also ins Krankenhaus«, schlussfolgert Jeff.

»Ja«, mische ich mich in die Unterhaltung ein. Es nervt mich, dass Daniel redet, als wäre ich nicht anwesend. »Sie braucht dringend Medikamente.«

»Darüber entscheidet am Ende Fat Pad. Außenstehenden gegenüber ist er nicht besonders spendabel. Oder habt ihr vor, zu bleiben?«

Da ich mit der Antwort zögere, übernimmt Daniel wieder. »Nur das Mädchen. Dawson und ich wollen die Kleine nur abliefern und verschwinden dann wieder.«

»Ich denke, sie ist deine Schwester?«, spricht mich Jeff direkt an.

»Ich ... Also ...«

»Ihre Gründe gehen dich nichts an, McDougle. Lass uns zum Krankenhaus gehen. Dann bist du uns ganz schnell wieder los.«

»Wenn du einer ihrer Gründe bist, geht es mich sehr wohl etwas an.«

Die Jungen starren sich einen Moment an. Sie lächeln beide, trotzdem ist die Stimmung so eisig, dass ich eine Gänsehaut bekomme. Ich wüsste zu gern, was zwischen ihnen vorgefallen ist ...

»Okay«, gibt Jeff nach. »Wir machen die Leibesvisitation und dann macht, was ihr wollt. Zieht euch aus.«

Ich soll bitte was tun? Meine Augen fallen mir fast aus dem Kopf, so weit reiße ich sie auf. Bisher hat mich noch nie ein Mann nackt gesehen – mein Vater einmal ausgenommen, und da war ich noch ein Kind! Und jetzt soll ich gleich vor zwei von ihnen die Hüllen fallen lassen? Reicht es nicht, dass Daniel meinen Rücken zu Gesicht bekommen hat?

Dieser zieht sich bereits das Shirt über den Kopf.

Beim Anblick seines flachen Bauches und der kräftigen Brustmuskeln wird mir mit einem Schlag ganz heiß. Schnell senke ich den Kopf und zupfe verlegen am Saum meines Tops.

»Und wo ist deine Kollegin?«, fragt Daniel, der dem Geräusch nach gerade seine Hose öffnet.

Oh Gott, oh Gott, oh Gott...

»Ich habe allein Dienst. Personalmangel ...«, meint Jeff.

»Und wer soll dann Dawson untersuchen?«, fragt Daniel beiläufig.

»Ich natürlich. Ich bin auch ohne Unterstützung gründlich genug, keine Sorge.« Jeff sagt es so anzüglich, dass ich am liebsten im Boden versinken möchte.

Daniel hält inne. »Du weißt, dass das nicht erlaubt ist?«

Ich schaue auf.

Seine Hände liegen an seinem geöffneten Hosenbund, der zu meiner Erleichterung noch auf seinen Hüften sitzt. Jeffs Blick ist finster geworden. Ganz klar – Daniel vermastet ihm gerade die Tour.

»Dann kann ich euch leider nicht in die Stadt lassen«, versucht er es trotzdem weiter.

»Ach komm, McDougle, mach kein Drama daraus. Mich kannst du ja gern filzen und für Dawson bürgen ich.«

Daniel sagt das so leichthin, als wäre er wirklich vollkommen überzeugt, dass ich gesund bin.

Zähneknirschend wedelt Jeff mit der Hand. »Lass gut sein, Daniel, mir reicht, was ich sehe.« Er geht wieder zum Ausgang. »Herzlich willkommen in Paddingtown.« Er verneigt sich übertrieben, während er die Tür öffnet.

Daniel wirft mir einen kurzen Blick zu und zieht sich dann wieder an.

Ich kann gar nicht sagen, wie erleichtert ich bin. Erst jetzt wird mir bewusst, wie brenzlich die Situation gerade wirklich war. Wenn Jeff Ernst gemacht hätte, wäre ihm mit Sicherheit die Bisswunde aufgefallen und ich wäre aufgefliegen!

»Ich würde mich freuen, wenn ihr später noch mal bei uns vorbeischaut«, meint Jeff, als wir an ihm vorbei den Raum verlassen. Er grinst mich an und fügt an Daniel gewandt hinzu: »Rita sicherlich auch.« Dann schließt er die Tür hinter uns von innen.

»Das war verdammt knapp«, murmelt Daniel und nimmt sich der Schubkarre an. »Von ihm solltest du dich fernhalten, Dawson.«

»Warum? Ich finde ihn eigentlich ganz sympathisch.«

Daniel verzieht abschätzig das Gesicht. »Wenn du mich schon für einen Idioten hältst, dann warte ab, bis du Jefferson McDougle kennengelernt hast.« Dann schiebt er die Schubkarre in Richtung Stadttinneres.

Es dauert eine ganze Weile, bis wir uns die Straßen entlang ins Zentrum durchgekämpft haben.

Als wir an dem Gebäude mit den Windrädern auf dem Dach ankommen, bin ich immer noch benommen von den vielen neuen Eindrücken.

Die Mauer ist in einem weiten Kreis um die Stadt gezogen, sodass am Rand ein breiter Streifen für Felder und Viehzucht geblieben ist. Ich habe Schafe gesehen, Ziegen, Hühner und Schweine. Auch danach ist Paddingtown ringartig aufgebaut. In den äußeren Wohngebieten leben die Bauern, wie Daniel mir erklärt hat. Dann folgen die Handwerker und Militaristen und nahe der Mitte die Bediensteten des Gouverneurs. Im Zentrum selbst befinden sich neben dessen Haus, das mit einem Schild als ›Palast‹ ausgewiesen ist, nur noch ein paar Geschäfte und ein großer Marktplatz, auf dem reges Treiben herrscht.

Nie zuvor habe ich eine solche Ansammlung von Menschen gesehen!

Vor dem ›Palast‹ nimmt Daniel Claire aus der Schubkarre. Auf beiden Armen trägt er sie hinein und ich folge ihm.

In dem Gebäude ist es angenehm kühl, was durch die Ventilatoren kommt, die von der Decke hängen.

Daniel weist mich an, im Eingangsbereich zu warten, während er Claire in den Krankentrakt in der zweiten Etage bringen will. Meine Bitte, ihn zu begleiten, lehnt er ab.

»Ich weiß nicht, mit welchen Technologien sie mittlerweile ausgestattet sind, um Noahs frühzeitig zu erkennen.«

Während ich auf ihn warte, sehe ich mich in der hohen Eingangshalle um. Nach rechts und links gehen Gänge ab und es gibt eine breite Treppe, die ins nächste Stockwerk führt. Dort entlang ist Daniel verschwunden.

Ich werfe einen Blick nach oben und erkenne, dass es insgesamt vier Ebenen gibt. Eine große Tafel neben der Treppe erklärt, wo sich was befindet. Demnach hat der Gouverneur seine Wohnung ganz oben, die Empfangs- und Gästezimmer befinden sich eine Etage tiefer. Hier im Erdgeschoss sind nur Lagerräume, wenn ich das richtig deute.

Das war es dann auch schon mit interessanten Dingen.

Ich setze mich auf die unterste Treppenstufe und strecke die Beine aus. Nach der langen Wanderung tut es gut, ein bisschen auszu-ruhen.

Mein Magen knurrt, woraufhin ich den Apfel aus meinem Gepäck fische. Er ist zwar schon etwas schrumpelig, aber er muss reichen. Von Anns gutem Brot habe ich nämlich nichts mehr.

Ich beiße in den Apfel. Er ist mehlig und für meinen Geschmack viel zu süß. Mein Bauch gibt aber Ruhe. Er ist nicht so wählerisch, wenn es um seine Füllung geht.

Ich ziehe meine Knie an, lege die Arme und den Kopf darauf ab und schließe die Augen. Einen kurzen Moment nur ...

Als Schritte im Treppenhaus widerhallen, fahre ich hoch. Ich bin tatsächlich eingedöst!

Ich schaue nach oben und sehe Daniel die Stufen hinablaufen.

»Was ist passiert? Haben sie Claire aufgenommen? Wird sie Medizin bekommen? Wie geht es ihr?«, sprudelt es aus mir heraus, noch während ich mich erhebe.

Daniel bleibt auf dem Absatz über mir stehen. »Sie wird gerade von den Schwestern versorgt, allerdings nur mit einfachen Haus-

mitteln. Ob sie ihr härtere Sachen geben, entscheidet Fat Pad.« Er mustert mich einen Moment.

Sein Blick gefällt mir nicht.

Auf unserem Weg durch die Stadt hatte ich das Gefühl, dass die Stimmung zwischen uns etwas besser geworden ist, doch nun liegt wieder dieser Ausdruck in seinem Gesicht – eine Mischung aus Abscheu und Misstrauen.

Oder bilde ich mir das nur ein?

»Der Gouverneur, er will ... dich sehen.« Daniel seufzt.

»Ich werde mir schon nichts anmerken lassen«, beruhige ich ihn.

»Darum geht es nicht.«

Ich will die Treppe hinaufgehen, aber er versperrt mir den Weg.

»Lass dich auf nichts ein, okay? Dieser Typ ist ...«

»Schlimmer noch als Jeff?«, mutmaße ich. »Wie wäre es, wenn du mir zur Abwechslung mal gestattest, mir meine eigene Meinung zu bilden?«

Als wir in das Büro von Fat Pad vorgelassen werden, wird mir sofort klar, woher er seinen Spitznamen hat. Hinter dem massiven Schreibtisch sitzt ein Fleischberg von Mann. Er trägt einen dunklen Anzug, dessen Jackett sich wahrscheinlich gar nicht zuknöpfen lässt, und ein hellblaues Hemd. Sogar eine Krawatte hat er um den breiten Hals gelegt. Sein hellbraunes Haar steht in starkem Kontrast zu der eleganten Kleidung. Es hängt in fettigen Strähnen auf seine Schultern herab und auch sonst ekelt mich sein Anblick irgendwie an, was ich aber eher seiner Ausstrahlung als dem Aussehen zuschreibe.

»Daniel, schön, dich mal wiederzusehen«, begrüßt er uns freundlich, steht aber nicht auf – das wäre vermutlich zu anstrengend. »Und Sie müssen Ms. Dawson sein!«

Er fordert uns mit einer Handbewegung auf, uns auf die zwei Stühle vor seinem Schreibtisch zu setzen. Dann schlägt er eine Mappe auf, die vor ihm auf dem Tisch liegt. Dabei schnauft er, da ihn sein Bauch beim Vorbeugen behindert

»So ... dann wollen wir mal sehen ...« Er studiert die zwei Blätter, die in der Mappe liegen. »Sie und Ihre Schwester möchten also Mitglieder meiner Kolonie werden.« Er hebt den Kopf und grinst mich an. Dabei entblößt er eine Reihe schief stehender gelber Zähne.

Ich bin so bemüht, mir meine Abneigung nicht anmerken zu lassen, dass ich nur nicke.

Daniels Gesicht ist immer noch finster, genau wie vorhin auf der Treppe. Jetzt verstehe ich, dass dieser Ausdruck nicht für mich, sondern für den Gouverneur bestimmt war.

»Nur die Kleine, Claire, soll bleiben. Ms. Dawson wird mit mir in die Siedlung zurückgehen«, korrigiert er.

Stimmt, ich hatte für den Moment vergessen, dass ich nicht bleiben kann. Langsam finde ich meine Fassung wieder.

»Claire ist krank, sie ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbricht mich Fat Pad und wedelt mit einem der Blätter. Seine Miene ist nun ernst. »Es hat sie ganz schön erwischt. Und da liegt das Problem.« Er legt den Zettel ab, stützt sich auf den Tisch und neigt sich etwas in meine Richtung. »Jeder, der hier leben will, muss sich seinen Platz erarbeiten, Ms. Dawson.

Ihre Schwester ist dazu nicht in der Lage, braucht sogar spezielle Zuwendung. Es wird eine ganze Weile dauern, eh sie der Kolonie etwas zurückgeben kann.« Er lehnt sich wieder nach hinten in seinen Stuhl. »In Anbetracht der Lage bleibt mir nichts anderes übrig, als ihre Bitte abzulehnen.«

Für einen kurzen Moment verschlägt es mir die Sprache. Verzweifelt schaue ich Daniel an, der jedoch weiter den Gouverneur fixiert, ohne etwas zu sagen. Natürlich ist es ihm egal, wie Fat Pad entscheidet. Er hat die Bitte seiner Großmutter erfüllt und Claire hergebracht. Mehr Hilfe kann ich von ihm wohl nicht erwarten.

»Können Sie ihr nicht wenigstens Medizin geben?«, versuche ich, das Beste herauszuholen, aber Fat Pad schüttelt den Kopf. Verzweifelt beuge ich mich vor und stütze mich auf dem Tisch ab. »Bitte, Sir Paddington!« bettelle ich. »Meine Schwester bedeutet mir alles und Sie sind meine letzte Hoffnung, sie zu retten!«

Fat Pad kratzt sich an seinem stoppeligen Kinn. »Wenn sie Ihnen so wichtig ist, warum wollen Sie sie dann allein in der Kolonie zurücklassen?«

»Ein Leben mit mir ist zu gefährlich«, antworte ich wahrheitsgemäß. »Dorthin, wo ich hingehe, kann sie mich auf keinen Fall begleiten.«

Nachdenklich betrachtet mich der Gouverneur. Dann ergreift er meine Hand. Ich merke, wie sich Daniel beim Anblick dieser Berührung versteift.

»Sie werden Ihre Gründe haben, Ms. Dawson. Und ich finde es ganz bezaubernd, wie Sie sich für Ihre Schwester einsetzen.«

»Ich würde alles tun ...«

Das widerliche Grinsen kehrt zurück. »Wenn das so ist ...« Er sieht mich noch einmal eindringlich an, eh er mich wieder loslässt. »Ich werde veranlassen, dass Ihre Schwester ... Wie hieß sie noch gleich?«

»Claire.«

»Genau ... Also dass Claire jede notwendige Behandlung bekommt. Wenn sie genesen ist, suchen wir ihr ein hübsches Zuhause.«

Ich will ihm schon danken, als er weiterspricht.

»Die Bezahlung für mein Entgegenkommen werden Sie übernehmen, Ms. Dawson. Ich bin sicher, da wird sich etwas finden lassen ...«

Der lüsterne Blick, mit dem er mich nun mustert, gefällt mir gar nicht.

»Daniel, du wirst ja sicher wieder bei den McDougles unterkommen«, wendet sich Fat Pad von mir ab.

»Um ehrlich zu sein, Ms. Dawson und ich werden uns sofort auf den Rückweg machen«, erklärt Daniel.

»Das denke ich nicht«, erwidert der Gouverneur. »Du kannst ja gern mitten in der Nacht zu deiner Siedlung zurückkehren.«

»Meine Siedlung!«, schnaubt Daniel, doch Fat Pad bringt ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Ms. Dawson wird mein Gast sein, bis wir den Preis für die Aufnahme ihrer Schwester festgelegt haben.« Als er meinen erschrockenen Gesichtsausdruck bemerkt, fügt er hinzu: »Keine Bange, wir werden uns schon einig. Lassen Sie mich nur eine Nacht darüber schlafen.« Er zwinkert mir zu und ich ringe mir ein Lächeln

ab. »Mein Zimmermädchen wird Sie zu einem Gästezimmer führen. Leider liegt es auf dieser Etage und nicht in meinem Wohnbereich, aber ich denke, Sie werden es trotzdem komfortabel haben.« Er nickt uns noch einmal gönnerhaft zu.

Wir sind entlassen.

Ohne ein weiteres Wort erhebt sich Daniel und geht zur Tür. So schnell ich kann, folge ich ihm.

Draußen wartet bereits eine junge Frau in Dienstkleidung, die mich bittet, ihr zu folgen. Doch Daniel hält mich zurück.

»Bist du eigentlich wahnsinnig?«

Ich glaube, er spielt auf das Händchenhalten mit dem Gouverneur an.

»Jaja, ich weiß ... anschauen, nicht anfassen – schon klar.« Ich versuche, meiner Stimme einen genervten Klang zu geben, kann aber nicht vermeiden, dass sie zittert. Das Gespräch eben sitzt mir noch in den Knochen.

Er runzelt die Stirn. »Ob du ihn infizierst, ist mir scheißegal. Wahrscheinlich würdest du der Stadt damit einen großen Gefallen tun. Ich meine, ist dir klar, was du da gerade getan hast? Du hast deine Seele an den Teufel verkauft!«

»Nun werd nicht gleich so theatralisch. Ich bin stark, ausdauernd und nicht auf den Kopf gefallen. Er wird mir keine Aufgabe stellen, der ich nicht gewachsen bin«, gebe ich mich vor Daniel unbeeindruckt. Eigentlich habe ich die Hosen aber gestrichen voll. Die Männer in dieser Kolonie sind mir alle ein Stück zu aufdringlich, vor allem der in dem Büro hinter mir.

Daniel reibt sich mit zwei Fingern über die Stirn. »Wir haben einen Deal, Dawson«, sagt er schließlich. »Ich habe dich eingeschleust und Claire im Krankenhaus abgeliefert. Sie wird behandelt und darf bleiben. Mein Teil ist erfüllt, nun halte du dich auch an deinen. Lass uns verschwinden!«

»Glaubst du wirklich, er hält sich an sein Wort, wenn ich jetzt abhaue?«

Daniel lässt die Schultern hängen. Er weiß, dass meine Zweifel berechtigt sind.

»Ich gehe nirgendwohin, bis ich nicht sicher sein kann, dass für Claires Zukunft gesorgt ist«, entscheide ich. »Es stimmt, du hast deinen Teil getan, Daniel. Also kannst du gehen. Danke für alles.«

»Denkst du, ich lasse dich hier allein? Ich bin der Einzige, der weiß, wie gefährlich du bist und dass man dich aufhalten muss, wenn du nur das kleinste Anzeichen von ... von ... *Wildheit* zeigst.«

»Erzähl es doch einfach deinem guten Freund Jefferson. Dann kann er mich bei Bedarf über den Haufen schießen.«

Wütend drehe ich mich um und stapfe hinter dem Dienstmädchen her, das in ein paar Schritt Entfernung auf mich gewartet hat. Ich hoffe nur, sie hat von unserem Streit nichts mitbekommen.

Kurz bevor der Korridor eine Biegung macht, sehe ich mich noch mal um. Daniel ist verschwunden.

»Hier befindet sich der Gästebereich«, fordert das Mädchen wieder meine Aufmerksamkeit. »Es hat ein eigenes Badezimmer und eine kleine Küche. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Nacht.«

Ich betrete das Zimmer und schließe die Tür hinter mir. Als Erstes drehe ich den Schlüssel im Schloss und fühle mich gleich etwas

behaglicher. Mit diesem widerlichen Gouverneur unter einem Dach zu schlafen, ist kein angenehmes Gefühl, doch jetzt kann er wenigstens nicht einfach über mich herfallen. Wenn ich an seinen Blick denke ... Zuzutrauen wäre es ihm!

Und dann zieht mich nur noch eines wie magisch an: ein großes Himmelbett mitten im Zimmer, bedeckt mit sauberen Kissen und Decken. Ohne mich auszuziehen, lasse ich mich darauf fallen und sinke einige Zentimeter in die weiche Matratze. Auf so etwas habe ich noch nie gelegen!

Ich rolle mich zusammen und will nur noch schlafen.

Dabei kitzelt mich etwas an der Nase. Es ist eines der Enden von dem Tuch, das Daniel um meine Bisswunde gebunden hat.

Sofort überkommt mich ein schlechtes Gewissen. Ich war ziemlich unfair zu ihm, nachdem er Claire für mich den ganzen Tag durch die Gegend geschoben hat. Und das Schlimmste: Ich habe mich noch nicht mal richtig verabschiedet ...

Meine Hoffnung auf einen ruhigen Schlaf schwindet, als die ersten Tränen über meine Wangen laufen.



Besucht uns im Netz:

www.sternensand-verlag.ch

www.facebook.com/sternensandverlag